

MEDIAEVISTIK

Internationale Zeitschrift für interdisziplinäre Mittelalterforschung

Herausgegeben von Peter Dinzelbacher

Band 22 · 2009



PETER LANG

Frankfurt am Main · Berlin · Bern · Bruxelles · New York · Oxford · Wien

Spätmittelalter

Coups d'État à la fin du Moyen Âge? Aux fondements du pouvoir politique en Europe occidentale, edd. F. Foronda, J.-Ph. Genet, J.M. Nieto Soria (Collection de la Casa de Velásquez 91), Madrid 2005, 644 S.

Anzuzeigen ist das Erscheinen eines ambitionierten Tagungsbandes wahrhaft europäischen Zuschnitts, der die Beiträge einer vom 25. – 27. November 2002 in Madrid abgehaltenen Konferenz versammelt, welche sich der Zusammenarbeit der Universitäten Paris I, Sorbonne und Madrid (Complutense) verdankt, die in zwei großen Forschungsprojekten die Entstehung des modernen Staates bzw. die konfliktreiche Geschichte der Monarchie in Kastilien-León (1230-1504) beleuchten wollen. In diesen Rahmen gehört auch das Tagungsthema, welches anhand einer Serie von Fallstudien aus dem europäischen Spätmittelalter zwischen Schweden, England (Rosenkriege), Frankreich, Kastilien, Aragon, Navarra, Portugal, Italien, dem Deutschen Reich und der päpstlichen Monarchie am Beginn des Abendländischen Schismas der Frage nachgeht, ob es gemeinsame Merkmale politischer Krisen gibt, während derer eine legitime Monarchie durch eine andere abgelöst wurde.

Die Einleitung von J.-Ph. Genet, *Le coup d'État, ou les légitimités contrariées*, p. 1-17 definiert den Staatsstreich als Aufeinanderprall konkurrierender Legitimitäten, die jeweils versuchen,

sich durch außergewöhnliche Mittel durchzusetzen (p. 2). Genet hebt unter Bezugnahme auf eine leider ohne Belegstelle angegebene Passage aus Fredegar, in der die grausame Hinrichtung der Königin Brunhilde beschrieben wird, vier gemeinsame Strukturmerkmale mittelalterlicher Staatsstrieche hervor, die gerade in Konflikten gegeneinander ausgespielt würden:

1. die Betonung dynastischer Familienbande
2. die sakrale Legitimation,
3. den Konsens der Großen
4. die Inszenierung der Bestrafung des (angeblichen) Schuldigen, der für den Bruch der legitimen Herrschaft verantwortlich sei.

An diesem Punkt ist kritisch anzumerken, dass der vierte Aspekt logisch nicht auf der gleichen Ebene liegt wie die ersten drei, weil er sich auf den konkreten Verlauf der Ereignisse eines Staatsstreichs bezieht und nicht auf die abstrakten Elemente der Begründung von Legitimität. Weiterhin zeigen die ersten drei Punkte so unverkennbare Berührung mit den von Max Weber in der Herrschaftssoziologie unterschiedenen Typen legitimer Herrschaft, dass eine eingehende Diskussion dieser Beziehung in der Einleitung unerlässlich gewesen wäre. Auch die Behauptung Genets (p. 4), dem von ihm zitierten merowingischen "Staatsstreich" fehle das Entscheidende, nämlich der "Staat", ist in dieser

Pauschalität unhaltbar. Es ist zwar richtig, dass sich feste staatliche Institutionen erst ab dem Hochmittelalter herausbilden und eine Verrechtlichung der Gesellschaft sich erst im Spätmittelalter fassen lässt, aber bedeutet das Fehlen dieser Kriterien schon das Fehlen des "Staates"? An dieser Stelle wäre zumindest ein ausführliches Eingehen auf die Frage nach den Konstituenten von Staatlichkeit im Mittelalter notwendig gewesen, eine Debatte, die in den letzten Jahren besondere Bedeutung gewonnen hat.¹

Weiterführend und anregend für künftige Forschungen sind die Bemerkungen Genets über allgemeine Kennzeichen von Staatsstreich (p. 12-13), die sich in den Beiträgen des Bandes wieder finden: der heterogene Charakter politischer Öffentlichkeit, deren Uneinigkeit die Begründung konkurrierender Legitimität erst ermögliche, die weithin von den materiellen Interessen der verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen bestimmten politischen Optionen während der Konflikte, die Charakterisierung der spätmittelalterlichen Gesellschaft als einer "société contractuelle", einer auf (Herrschafts)Verträgen gegründeten Gesellschaft. Hervorzuheben ist insbesondere seine Wertung politischer Krisen, also auch sog. Staatsstrieche, nicht mehr als Krankheitszeichen einer Gesellschaft bzw. Hinweise auf die Inkompetenz des Souveräns, denn vielmehr als positive Signale gleichsam der Geburtswehen des modernen Staates, der aus der "offenen Verfassung" (Moraw) des Spätmittelalters hervorgegangen sei, die ständig die Gewichte zwischen Souverän und Untertanen im Dialog neu austariert habe. Legitimitäts-

Krisen "sont donc...des manifestations de la vitalité de la société politique à la fin du Moyen Âge, et les moyens par lesquels elle parvient à faire passer dans les faits, dans le cadre de l'État moderne, ses aspirations de changement et d'évolution." (p. 14) Der Staatsstreich als Modernisierungsschub, so könnte man diese These zusammenfassen, wobei freilich grundsätzlich offen bleibt, was den modernen Staat vom mittelalterlichen unterscheidet.

Da an dieser Stelle der Raum fehlt, alle Beiträge einzeln zu diskutieren, greifen wir als *pars pro toto* den Vortrag von Jean-Marie Moeglin heraus (p. 153-180), der sich auf der Basis der neuesten Forschung mit Sturz und Tod Adolfs von Nassau (1298) beschäftigt. Er trage alle Kennzeichen eines sorgfältig vorbereiteten Staatsstreichs und sei keineswegs, wie es E. Schubert behauptet habe, ein bloßer "Betriebsunfall" gewesen.² In kühner Adaption des Verfahrens, mit welchem Papst Innozenz IV. 1245 die Absetzung Friedrichs II. begründet hatte, in Anverwandlung kirchenrechtlicher Normen also, hatte der Erzbischof von Mainz das Modell gefunden, den römischen König durch die Kurfürsten abzusetzen. Gegen den abwesenden König, der sich in bewundernswerter Weise der Fesseln seiner weitreichenden Wahlzusagen entwunden hatte, wurde das Verfahren eröffnet, das bis dahin ohne Beispiel war. Adolf wurde aufgrund zahlreicher Vergehen, u.a. Hostienfrevel und Kirchenraub seiner Truppen, als unwürdig für sein Amt erklärt und seiner Königswürde für verlustig erklärt. Bei diesem Vorgehen dürfte auch eine Rolle gespielt haben,

dass sich die Kurfürsten analog zu ihrem Wahlrecht ein Absetzungsrecht zusprachen. Doch das Recht allein reichte nicht aus: die anschließende Wahl Albrechts von Habsburg musste auch politisch-militärisch durchgesetzt werden. Erst das Ergebnis der Schlacht bei Göllheim in der Pfalz, von der Historiographie des Siegers als Gottesurteil bewertet, sorgte für die Entscheidung: Adolf verlor sein Leben. Doch auch die Chronistik der Gegenseite blieb nicht stumm: Sie wertete die Ermordung Albrechts 1308 als das wahre Gottesurteil. Der Fall zeigt exemplarisch die beginnende Verrechtlichung der Politik, aber auch die Kontinuität der militärisch-machtpolitischen und sakralen Komponenten herrscherlicher Legitimität.

Insgesamt ist den Autoren ein Band geglückt, der eine gesamteuropäische Vergleichsperspektive in der Verfassungsgeschichte und einen fruchtbaren Paradigmenwechsel in der Beurteilung von politischen Umstürzen fördert. Der Akzent verlagert sich weg von der Vorstellung des Staatsstreichs als einer Störung der festen Ordnung hin zu einer sukzessiven Verwirklichung der Ansätze zu dialogischer Herrschaft im Rahmen einer interessenbewussten politischen Öffentlichkeit, die schon das Mittelalter, und hier wäre zu betonen, sogar das frühe Mittelalter, entwickelt hatte. Die Benutzbarkeit des Bandes freilich wäre durch Personen-, Sach- und Ortsregister sicherlich zu erleichtern gewesen.

*Prof. Dr. Verena Postel · Philipps
Universität Marburg · Fachgebiet
Mittelalterliche Geschichte · Wilhelm-
Röpke-Straße 6c · D-35032 Marburg
postel@staff.uni-marburg.de*

- 1 Aus der Fülle der Beispiele seien herausgegriffen: W. Pohl (ed.), *Der Staat des frühen Mittelalters*, Wien 2005, B. Jussen (ed.), *Die Macht des Königs. Herrschaft in Europa vom Frühmittelalter bis in die Neuzeit*, München 2005 mit weiterer Literatur; B. Schneidmüller, *Konsensuale Herrschaft. Ein Essay über Formen und Konzepte politischer Ordnung im Mittelalter*, in: *Reich, Regionen und Europa in Mittelalter und Neuzeit*, FS P. Moraw, edd. P.J. Heinig/S. Jahns/H.-J. Schmidt/R.Chr. Schwinges, S. Wefers, Berlin 2000, p. 53-87 ; V. Epp, *Amicitia. Zur Geschichte personaler, sozialer, politischer und geistlicher Beziehungen im frühen Mittelalter*, Stuttgart 1999, v.a. p. 299-307 ; V. Postel, *Herrschaft als Beratung*, in: *Politische Reflexion in der Welt des späten Mittelalters*, FS J. Miethke, ed. M. Kaufhold, Leiden/Boston 2004, p. 1-25
- 2 E. Schubert, *Die Absetzung König Adolfs von Nassau*, in: M. Thumser, A. Wenz-Haubfleisch, P. Wiegand (edd.), *Studien zur Geschichte des Mittelalters, Jürgen Petersohn zum 65. Geburtstag*, Stuttgart 2000, p. 271-301

Manfred Hollegger, Maximilian I. (1459-1519). Herrscher und Mensch einer Zeitenwende (Urban Taschenbücher 442), Stuttgart 2005, 322 S., s/w Abb.

Eine Biographie zu schreiben ist eine leichte und eine schwere Aufgabe: Leicht, weil sich ihre Struktur aus der Chronologie eines Lebens ergibt, schwer weil ein Leben nicht notwendig eine sinnhafte Struktur hat. Beide Phänomene prägen Holleggers biographische Einführung über den letzten Kaiser des Mittelalters, in dessen Herrschaftszeit

sowohl die Entdeckung Amerikas wie der Thesenanschlag Luthers fallen und damit zwei Daten, die als Marksteine des Übergangs von Mittelalter zur Neuzeit gewertet werden.

Wenn die Zeitenwende auch im Untertitel des Buches verwendet wird, lässt sich Hollegger doch nicht verführen, seine Darstellung auf die modern gefügte Epochengrenze zu reduzieren. Stattdessen spult er konkret und mit regelmäßigem Rückgriff auf Originalquellen den Lebensfaden Maximilians ab. Er beginnt mit Vorfahren und Geburt, beleuchtet seine Ausbildung und verweilt länger bei der vom burgundischen Erbfolgekrieg geprägten Herrschaft Maximilians im Herzogtum Burgund. Er erzählt von der Wahl zum römisch-deutschen König und der Mitregierung in Tirol und Vorderösterreich. Er zeichnet die Kriegshandlungen gegen Ungarn und in der Bretagne nach, verfolgt die Herrschaftsübernahme nach dem Tod Friedrichs III. und die sich daran anschließenden Verwaltungsreformen in Österreich. Er berichtet von den hoffnungslosen Verhandlungen über die Reichsreform, behandelt ausführlich die komplexe europäische Bündnispolitik als Teil der Auseinandersetzungen um Italien, begleitet schließlich Maximilian auf dem Italienzug und gibt einen Einblick auch in die europäische Politik um das Erbe in Spanien und Ungarn.

All diese von Hollegger im Band anschaulich zusammengefassten Ereignisse lassen sich rein chronologisch nicht fassen: Zwar konnte Maximilian immer nur eine Auseinandersetzung selber führen – und musste deshalb oft genug quer durch Europa von einem neu aufgeflamten

Krieg zum nächsten reisen – aber dennoch laufen viele der politischen Stränge parallel: Die Verhandlungen auf den Reichstagen widmen sich der Reichsreform genauso wie den Entscheidungen über Krieg und Frieden mit Frankreich oder der Frage der Mailänder Beilehnung, den Ausgleich mit den Landständen sucht Maximilian nach 1510 auch, um die Ressourcen für den Krieg in Italien zu erhalten. Um den Erzählstrang der Kriegszüge oder der Innenpolitik in österreichischen Erbländern und im Reich nicht zu zerreißen, verlässt auch Hollegger den "graden" Pfad der Chronologie, ohne jedoch die politischen Problemfelder, in denen Maximilian Entscheidungen treffen musste, systematisch zusammenzufassen. Die Forschungsdiskussionen um die Gründe für das Scheitern der Reichsreform oder eine tiefer gehende Analyse der europäischen Bündnispolitik sind nicht Holleggers vorrangiges Anliegen. Am besten gelingt es seinem Buch, die Herrschaftszeit Maximilians, in welche die Erbfälle in den Niederlanden, Spanien und in Ungarn fallen, in den langfristigen Aufstieg Habsburgs einzuordnen. Das hat jedoch weniger konzeptionelle Gründe als die Entscheidung Holleggers, nicht zu viel Interpretation in die Biographie Habsburgers zu legen. Er konzentriert sich aufs Erzählen. Dass sich dennoch nebenbei interpretierende Plattitüden wie "die Einführung einer neuen Biersteuer, was ja von vornherein eigentlich nur Widerstand erzeugen konnte" (S. 47) einschleichen, ist schade.

Abschließend wertet Hollegger Maximilian als einen Herrscher, der Neuem offen gegenüberstand, der die Idee kai-

serlicher Universalherrschaft noch nicht aufgegeben hat, dessen historische Bedeutung jedoch darin liegt, der Dynastie der Habsburger eine zentrale Rolle unter den europäischen Mächten verschafft zu haben. In Hollegers ausführlichen Erzählungen von den Kriegshandlungen in Geldern, Frankreich, Ungarn und Italien wird aber der kriegerische König Maximilian weit plastischer. Auch die Persönlichkeit des Herrschers prägt sich ein, der mit für moderne Ohren deftigen Worten nicht sparte, und der nur wenig Verständnis für Widerstände gegen seine hoch fliegenden Pläne aufbringen konnte. So bleibt Hollegers Biographie als kenntnisreiche, anschaulich erzählte Lebensbeschreibung in Erinnerung, die das Porträt Maximilians als Kriegsherr, der in seinen gewagten politischen Konzepten leicht zu frustrieren war, und als Begründer der habsburgischen Großmachtstellung zeichnet.

Dr. Georg Vogeler · Ludwig-Maximilians-Universität · Historisches Seminar · Geschwister-Scholl-Pl. 1 · D-80539 München · g.vogeler@emu.de

Dušan Kos, In Burg und Stadt. Spätmittelalterlicher Adel in Krain und Untersteiermark (Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung Bd. 45), R. Oldenbourg Verlag, Wien und München 2006, 687 S., 149 s/w-Abbildungen, 6 Karten und 81 Stammtafeln.

Die hier besprochene Arbeit des slowenischen Historikers Dušan Kos befasst sich mit dem spätmittelalterlichen Adel

und dessen Burgen in der Krain, Untersteiermark und den nach dem 1. Weltkrieg an Jugoslawien abgetretenen Gebieten Südost-Kärntens ("Slowenisch-Kärnten").

In der ausführlichen Einleitung gibt der Autor einen Einblick in die Forschungsgeschichte der Mediävistik und insbesondere die der Burgenforschung in Slowenien, die dem nicht-slowenischen Leser das Verständnis nicht unmaßgeblich erleichtert. Der erste Teil des Buches (S. 23-168) umfasst die Synthese, während der zweite Teil (S. 169-466) einen Katalog der Burgen bietet.

Nach kurzen Abschnitten zur Burg als terminologischem Problem und zu Burgenbenennungen geht Kos auf die Rechtsnormierung von Burgen ein, wo er insbesondere zwischen Turm und Hof als adeliger Wohnstätte differenziert. Die nächsten Abschnitte sind dem Verhältnis von Burgen zu Landgerichten und der Burgenpolitik gewidmet. In dem Kapitel "Die Burg als Ort gesellschaftlichen Lebens" versucht der Autor hauptsächlich, anhand der Auswertung von Urkunden und der Orte von Rechtsgeschäften das Verhältnis von Burg und Dorf bzw. Stadt als Aufenthalts- und Handlungsorte der verschiedenen Stufen des Adels herauszuarbeiten. Es folgen weitere Kapitel zu Besitz- und Eigentumsformen, zur Burgenverwaltung und zur "Burg als Kapital".

In dem folgenden Katalog werden die einzelnen Burgen gesondert behandelt, indem bei jeder Anlage nach einer knappen Angabe von Lage, Aussehen und Gründungszeitraum sodann die urkundlich belegten Ereignisse des Untersuchungszeitraumes geschildert werden.

Was das Buch zu einer wahren Fundgrube für den Historiker macht, ist die Beigabe von 81 vom Autor selber erstellten Stammtafeln adeliger Geschlechter des Untersuchungsgebiets sowie die s/w-Abbildungen von 149 Siegeln des dortigen Adels. Abgerundet wird der Band durch 6 Landkarten zur Entstehung der Burgen und ihrer Besitzverhältnisse sowie durch ein Quellen- und Literaturverzeichnis, eine slowenisch-deutsche und deutsch-slowenische Ortsnamenkonkordanz und ein Orts- und Personenregister.

Ein großes Manko des Buches ist leider der nur äußerst seltene Hinweis auf archäologische oder kunsthistorische Forschungsergebnisse, was zur Folge hat, dass dem Leser Gestalt und Entwicklung der behandelten Objekte oftmals seltsam schemenhaft bleiben und teilweise, wo die Schriftquellen an ihre Grenzen stoßen, spekulativ scheinen. Dies gilt naturgemäß besonders für die Frühzeit der Burgen, aber auch die Tatsache, dass für das Aussehen beispielsweise der Burg Boštanj / Savenstein lediglich kommentarlos auf einen Stich in Johann Valvasors "Topographia ducatus Carnioliae modernae" aus dem Jahr 1679 verwiesen wird, was nicht befriedigen kann (S. 170).

Unglücklich scheint auch die Tatsache, dass der Autor keine klare Definition des Terminus' "Burg" bietet, sondern lediglich darauf verweist, dass es ihm nicht um die Frage der Kontinuität und frühe Burgen geht, sondern lediglich um hochmittelalterliche Befestigungen, die er anhand der in den Schriftquellen verwendeten Begriffen identifiziert und mit dem Begriff der "echten Burg" bezeich-

net (S. 23-25). Sinnvoller wäre jedenfalls eine klare Definition und die Verwendung beispielsweise des Begriffes "Adelsburg" gewesen. Diese Unschärfe kommt nochmals zum tragen, wenn Kos später auf die Frage nach Turm und Hof als adeliger Wohnstätte eingeht (S. 34 ff.).

Leider wirken viele in der Synthese vorgebrachte Annahmen des Autors spekulativ – es sei hier exemplarisch auf zwei Fälle hingewiesen: Kos nennt einerseits zwei Burgen (Kozji Rep / Kosirop und Rudenštajn / Rudenstein) als Beispiele für aufgrund von Urteilsprüchen abgebrochene Burgen (S. 32), doch bleibt er den Nachweis im Katalog schuldig, da dort bei den entsprechenden Artikeln lediglich unbelegte Annahmen präsentiert werden (S. 355 f. und 421). Als zweites Beispiel sei die Aussage von Kos im Kontext mit dem Zusammentreffen mehrerer Adelliger zwecks Abschluss eines Geschäftes angeführt: "Wer dem Ritter- und Kriegerleben mehr zugetan war, zog das Wohnen im Zelt dem Aufenthalt auf der Burg eines Amtmannes oder Vasallen vor." (S. 78). Diese Aussage belegt er lediglich mit zwei Urkunden, die Graf Heinrich II. von Görz 1307 bzw. 1308 im Lager bzw. in einem Dorf vor der Burg seines Vasallen ausgestellt hat.

Trotz aller durchaus verständlichen Befindlichkeiten, die es mit sich bringen, dass die heutigen slowenischen Orts- und Burgennamen von den deutsch geprägten mittelalterlichen Namen abweichen, kommt der Rezensent nicht umhin, anzumerken, dass der Lesefluss und die Übersichtlichkeit insbesondere bei Aufzählungen beträchtlich darunter

leidet, dass regelmäßig erst die slowenische und dann durch einen Schrägstrich abgeteilt die deutsche Bezeichnung angeführt wird – hier wäre es besser gewesen, sich auf eine Bezeichnung zu beschränken. Nur am Rande sei weiter vermerkt, dass es die Übersichtlichkeit des Katalogteils erhöht hätte, wenn man den Namen der behandelten Burg als Überschrift über das jeweilige Kapitel gesetzt oder durch Fettdruck hervorgehoben hätte – lediglich die Verwendung von Kapitälchen bei der ersten Erwähnung des Namens im Text fordert den Leser zeitweilig zur intensiven Suche desselben heraus.

Trotz aller Kritik formaler wie inhaltlicher Art ist das Erscheinen des Buches zu begrüßen, ermöglicht es doch einen Blick über die heutigen Staats- und Sprachgrenzen hinaus auf die mittelalterlichen Verhältnisse in einem geographischen Raum, der aufgrund seiner Anbindung an die deutschsprachigen Gebiete im Mittelalter auch in der modernen deutschsprachigen Forschung nicht ignoriert werden sollte – und vielleicht auch gerade wegen seiner Randlage und seiner Durchmischung verschiedener kultureller Einflüsse interessante Vergleiche ermöglicht.

*Dipl. Rpfl. Olaf Wagener B.A. ·
Birkenweg 58 · D-69221 Dossenheim ·
olaf.wagener@gmx.de*

Vieri Favini/Alessandro Savorelli, Segni di Toscana. Identità e territorio attraverso l'araldica dei comuni: storia e invenzione grafica (secoli XIII-XVII) (Le vie della storia 67), Le Let-

tere, Florenz 2006, 190 S., farbige und s/w Abb.

Bereits die Umschlaggestaltung dieses schmalen Bandes paraphrasiert seinen Inhalt: Die hier sichtbare Buchseite aus den "Regia carmina" des Convevole da Prato zeigt in ansprechender Weise eine heraldisch gekleidete Frauengestalt direkt neben einem Quellentext und einer aufwändig gestalteten Lilie. Doch ein genauerer Blick zeigt, dass der Ausschnitt so ungünstig gewählt wurde, dass die Florentiner Lilie sich nur mehr zum Teil im Bild befindet. Der von diesem Einband umschlossene Inhalt, der einen Überblick über die kommunale Heraldik der Toskana bietet, hinterlässt einen ähnlichen Eindruck. Durchaus kritisch und quellenbezogen, ergibt die nähere Betrachtung doch auch einige Wermutstropfen. Nicht zuletzt zählt dazu, dass der Band auf Arbeiten der beiden Autoren basiert, die größtenteils bereits an anderer Stelle publiziert wurden und nun – zusammen mit einem sehr anregenden Kapitel über die Florentiner Zünfte von Vanessa Gabelle – hier zusammengefügt, ergänzt und aktualisiert vorliegen.

Dennoch stellt der Band einen wichtigen Beitrag zur heraldischen Forschung dar, die in Italien gerade in den letzten beiden Jahrzehnten deutlich an Intensität gewonnen hat. Dieser Arbeit kommt dabei insofern eine besondere Rolle zu, als die Autoren mit ihrer Aufarbeitung der toskanischen Heraldik ein Gebiet beleuchten, in dem die Bedeutung der Kommunen als Wappenträger aufgrund der auch im europäischen Vergleich hohen Zahl von Gemeinden in besonderem Maße hervortritt. Die direkte und nahezu exklusive Verbindung,

die eine ältere Heraldik zwischen den Wappen und dem Adel herstellen wollte, wird damit einmal mehr in Frage gestellt, die kommunale Heraldik als Haupt- und nicht als Nebenprodukt der Entstehung des heraldischen Zeichensystems deutlich gemacht.

Nicht nur an dieser Stelle tritt zu Tage, dass sich Favini und Savorelli dem Kampf gegen die Mythen und (Vor-) Urteile neuzzeitlicher Autoren und der Heraldiker des 19. Jahrhunderts, die sich leider zum Teil noch bis heute in der heraldischen Diskussion hartnäckig behaupten, verschrieben haben. So sprechen sie etwa die statistisch deutliche Prävalenz der Farbkombination rot-silber in den Wappen nördlich der Alpen und in Norditalien an, die man mit der "Reichsfahne" in Verbindung gebracht hat. Auch die Toskana macht hier keine Ausnahme (Florenz, Lucca, Pistoia, Pisa). Die Autoren verweisen darauf, dass die Quellenlage eine solche Verbindung jedoch nicht belegt. Leider tritt hier das Problem der späteren Zusammenstellung bereits fertiger Aufsätze zu einem neuen Ganzen hervor: Was im ersten Kapitel noch kritisch hinterfragt wird, kehrt im fünften Kapitel in Form der These wieder, dass auf eine ältere, kaiserliche rot-silberne Phase nach der staufischen Niederlage von 1266/67 und einem Sieg der guelfischen Parteien in den toskanischen Kommunen eine angiovinische gold-rote Farbgebung in Mode gekommen sei. In den meisten Fällen legen die kritischen Bemerkungen zu späteren Wappenerklärungen aus der Zeit der Renaissance oder des Barock jedoch äußerst treffend die Hand in die Wunde: So etwa bei der Kritik an der

Rückführung des "capo d'Angiò" auf Karl von Anjou, der Hinterfragung der mehrfach auftretenden Deutung der Zweifarbigkeit als Ausdruck einer mythischen Verbrüderung oder Zusammenlegung zweier Kommunen oder der Zurückweisung jener Legende, der zufolge Karl der Große den Florentinern höchstpersönlich die Lilie als Symbol verliehen habe.

Deutlich tritt in diesem Band eine Besonderheit der italienischen Heraldik zu Tage, nämlich dass das kommunale Wappenwesen von einer Pluralität gekennzeichnet ist, die nördlich der Alpen so nicht vorkommt: Zumeist haben die Kommune und der "Popolo" je ein eigenes heraldisches Zeichen, wie dies besonders in Mittelitalien häufig auftritt. Diese zwei Zeichen stellen dabei zugleich in vielen Fällen (etwa Florenz, Siena) nur die Spitze eines Eisbergs eines ganzen Wappen- und Zeichensystems kommunaler Institutionen dar, zu dem auch die jeweils in einem eigenen Kapitel behandelten Wappen der "societates" und der Zünfte gehören. Vielleicht hätte dem Band hier ein kurzer Ausblick auf jene seltenen Fälle nicht geschadet, in denen auch nördlich der Alpen – wenngleich aus anderen Gründen – Doppelwappen im städtischen Bereich vorkommen (Nürnberg, Basel, Köln); allerdings erfolgt durch die Autoren eine ausführlichere Einordnung in den italienischen Kontext des Phänomens.

Der Band zieht vielfach Verbindungen zur Sphragistik, so etwa im Kapitel über die Heraldik des von Siena dominierten Teils der Toskana, der nicht nur den heraldischen Codex D. 11 im Archi-

vio di Stato di Siena behandelt, sondern auch kurz die sphragistischen Archivalien in den Reihen 2126-2135 des Bestandes des Archivio del Concistorio im selben Archiv heranzieht. Dem Kapitel über die Sieneser Heraldik folgt ein Appendix, der die im Codex D. 11 dargestellten Kommunen mit der entsprechenden Folio-Angabe ihrer Erwähnung auflistet. Besondere Aufmerksamkeit erlangen neben dem Gebiet von Siena in jeweils eigenen Kapiteln Prato und das Vikariat von Cestaldo – Beispiele, an denen Aspekte der heraldischen Entwicklung aufgezeigt werden.

Der Band bietet zahlreiche Zeichnungen, Tafeln, Statistiken und Karten, darunter etwa eine Karte zur Verteilung kommunaler Wappen in der Toskana zwischen dem 13. und 18. Jahrhundert. Etwas unglücklich erscheint, dass der farbige und der schwarz-weiße Tafelteil nicht zusammenhängend im Buch (etwa als Anhang oder in der Mitte des Werkes) Platz gefunden haben, was deren Handhabung erschwert. Der Studie hätte zudem eine zusammenfassende Bibliographie nicht geschadet, wenngleich dieses Manko zumindest teilweise durch die Ergänzung von Referenzen im Vorwort und einen Anmerkungsapparat in den Hauptkapiteln ausgeglichen wird. Auch der Index erschließt den Inhalt lediglich nach Personennamen; ein Sach- oder Ortsindex fehlt hingegen – insbesondere letzteres ist bei einer auf die Kommunen gerichteten Studie ein unverständlicher Mangel.

Dennoch bleibt insgesamt ein positives Fazit zu ziehen, liegt doch nun ein Überblickswerk zur toskanischen Heraldik vor, an dem sich weitere Forschun-

gen orientieren können. Wie die Autoren im Vorwort betonen, hat der Band das Ziel, auch für andere italienische Regionen eine vergleichbare Zusammenschau ihrer heraldischen Landschaft anzuregen. Man darf gespannt sein, ob dieser Wunsch etwa in Umbrien, den Marken oder in Latium auf Gehör stößt. Der heraldischen Forschung nicht nur in Italien wäre es jedenfalls zu wünschen.

Dr. Romedio Schmitz-Esser · Abteilung für Mittelalterliche Geschichte · Historisches Seminar der Ludwig-Maximilians-Universität München · Geschwister-Scholl-Platz 1 · D-80539 München · r.schmitz-esser@hmu.de

Donald J. Kagay, War, Government, and Society in the Medieval Crown of Aragon, Ashgate, Aldershot 2007.

Le recueil d'articles de Donald J. Kagay contient treize articles, que l'auteur structure en trois sections (préface). La première (études I-III) est consacrée, selon lui, particulièrement à la guerre. Elle contient une étude sur l'émergence de l'état catalan à travers les armes, une autre sur l'armée et l'administration royale en Aragon et enfin une dernière sur les fortifications dans l'ouest de l'Espagne au XIV^e siècle. La deuxième section (études IV-IX) traite de la notion de souveraineté dans le monde ibérique; l'étude IV est ainsi consacrée à la théorie politique du mauvais gouvernement, l'article V tourne autour des écrits sur la souveraineté et suzeraineté du juriste Pere Albert; il s'ensuivent une VI^e et une

VII^e discussions sur la notion de révolte au XIII^e siècle et enfin une étude de cas dans le VIII^e article autour de Bernat de Cabrera et, à partir de là, une réflexion sur la notion de trahison. La dernière section (études IX-XIII) est centrée sur le gouvernement: les rapports entre la loi et la mémoire dans IX ou bien entre la mémoire et l'histoire dans XI, la culture de cour de Jean er au XIV^e siècle dans la Xe étude et enfin l'image du musulman à travers les sources juridiques et littéraires au XIII^e siècle.

Au-delà de ces trois sections que l'auteur délimite lui-même, les problèmes complexes du gouvernement, de la politique et du droit dans le monde ibérique médiéval apparaissent systématiquement, quel que soit le sujet précis de l'article. La multiplicité des sources prises en compte, chroniques, coutumiers, traités politiques, ou bien oeuvres littéraires, sont une garantie de l'exhaustivité. De même, on sera gré à l'auteur d'avoir joint quelques annexes précieuses comme les documents du Pere Albert (IX).

On retrouve le fil rouge de la théorie politique traversant le recueil à partir de la première et jusqu'à la dernière étude. C'est incontestablement autour de la réflexion sur le gouvernement que l'auteur fonde ses raisonnements, qu'il s'agisse de la Catalogne ou de l'Aragon, alors que les aspects militaires et stratégiques, même importants surtout dans l'article III, ne font que compléter ces raisonnements. La notion de *princeps namque*, titre adopté par le comte de Barcelone, est revue sous un angle nouveau, en rapport avec l'essor national de la Catalogne (I), et ce sont surtout les armes des *Usa-*

ges de Barcelone que l'auteur met en valeur, beaucoup plus que l'équipement militaire. L'une après l'autre, les notions qui ont mis en marche le monde ibérique, et au-delà de cela le monde médiéval, comme la souveraineté, la suzeraineté, révolte et trahison, le roi ou le prince, sont discutées et revisitées à travers de multiples perspectives (II, IV, V, VI, VII, VIII, IX).

Cependant, la théorie politique est systématiquement confrontée au droit, tel que le monde ibérique le voit se développer entre les coutumiers et le droit romain (I, V, VI, IX, X, XII, XIII). L'histoire culturelle est également convoquée pour enrichir la perspective et les enjeux politiques de la curialité et des phénomènes de propagande sont bien mis en valeur (XI). Les représentations de *l'autre*, l'image du musulman comme ennemi, qui prend contour par un survol de sources disparates comme le *Llibre des Feyts*, une autobiographie, ou *Les usages de Barcelone*, un recueil de lois, sont un apport intéressant d'ordre anthropologique.

La multitudes des perspective est un élément important dans la compréhension de la Catalogne et Aragon au Moyen Age. Ainsi, en dépit de ce qui pourrait en ressortir lors d'une première impression, le monde ibérique n'est pas examiné seulement au prisme de la royauté ou du prince, mais aussi par le biais de l'aristocratie, puisque les études consacrées à la révolte prennent en compte également le point de vue des barons, ou du moins leur organisation (VII, VIII). Ceci est particulièrement percutant dans la cas de Bernat de Cabrera, dont le portrait est façonné sous

un double angle, en tant qu'individu et en tant que membre de l'aristocratie. De même, on retrouve deux perspectives transversales ayant trait à l'historiographie, d'un côté, certes, celles que l'on comprend par le regard de l'homme médiéval, mais aussi celle d'une réflexion moderne et phénoménologique sur l'historiographie, particulièrement dans les intéressants développements autour de la mémoire.

L'exhaustivité du sujet, si touffu, traité sur un aire géographique large et sur plusieurs siècles, prédisposent à quelques lacunes inévitables. Sur un plan terminologique, deux notions souvent employées par l'auteur paraissent anachroniques pour le Moyen Age, la *nation* et l'*Espagne*. En revanche, l'auteur semble ignorer la notion de *culture politique* problématisée par les recherches de Martin Aurell. Concernant les figures de penseurs marquants pour le monde ibérique médiéval, le choix de Pere Albert est heureux sur plus d'un point, mais on s'étonnera de retrouver Ramon Llull cité avec tellement de discrétion, même lorsque d'autres théoriciens médiévaux hors espace ibérique sont pris en compte (IV).

Le titre choisi pour le recueil est quelque peu trop large et peine à rendre compte de la nature des études. La guerre est, certes, au centre de toute société médiévale, mais le lecteur qui referme ce livre reste surtout avec l'impression que la société ibérique médiévale est formée de juristes et penseurs plus que de guerriers et qu'elle est surtout examinée par la perspective de l'histoire du droit. De même, les mécanismes sociaux semblent déterminés par

la seule théorie politique: la place de la parenté, des alliances familiales, des stratégies matrimoniales est extrêmement réduite, alors qu'elle est centrale lorsque l'on tente de comprendre une société.

D'un point de vue bibliographique, certaines études récentes auraient pu apporter plus de richesse à l'approche de l'auteur, en particulier les recherches de Martin Aurell sur les stratégies matrimoniales en Catalogne ou bien sur la culture de cour dans le monde ibérique, celles de Thomas Deswarte sur la guerre sainte ou de Jaume Aurell sur l'historiographie catalane.

En dépit de ces quelques critiques, l'ouvrage reste une synthèse intéressante sur le monde ibérique médiéval, un pas en avant dans la connaissance d'un monde tellement hétérogène et sujet à autant de distorsions, et une contribution non négligeable à l'histoire politique du Moyen Age.

Dr. Catalina Girbea · str. Louis Pasteur · nr. 43 · sector 5 · Bucharest · Romania · catalinagirbea@Yahoo.fr

André Schulze, Mittelalterliche Kampfesweisen – Das Lange Schwert. Talhoffers Fechtbuch Anno Domini 1467, Verlag Philipp von Zabern, Mainz 2006. 196 Seiten, 398 Farb- und zwei s/w-Abb.

Der vorliegende, großformatige Band ist in zwei Abschnitte geteilt, deren erster eine Einführung und Hintergrundinformationen enthält, während der zweite Abschnitt den Abdruck von Abbildungen aus einem Fechtbuch des Jahres 1467 aufweist, denen Fotos beigegeben

sind, auf denen die entsprechenden Fechtscenen nachgestellt sind.

Im ersten Abschnitt des Bandes (S. 11-42) wird zunächst der Themenbereich des Gottesurteils in der Gerichtsbarkeit vorgestellt, bevor "Geschichten und Geschichte von Fechtmeistern und Fechtbüchern" behandelt werden. Ergänzend werden in einzelnen Artikeln beispielsweise die Fachausdrücke für die Bestandteile eines Schwertes erläutert und auch das im Zentrum der Veröffentlichung stehende Buch Talhoffers vorgestellt.

Es stellt sich bei aller wohlmeinenden Absicht als sehr problematisch dar, dass die einleitenden Hintergrundtexte offenbar nicht von Historikern verfasst wurden. So finden sich Ausführungen, die einer kritischen Betrachtungsweise nicht standhalten können, wie zum Beispiel: "Zwar gibt es Myriaden von Kampfdarstellungen, die meist Szenen aus der Bibel illustrieren, wie etwa Jakob ringt mit dem Engel, David gegen Goliath, Jakob ringt mit dem Engel, David gegen Goliath, Jakob ... etc. Aber alltägliche Kampfszenen unterliegen." (S. 22), oder so undifferenzierte Aussagen wie "Von dort gelangten sie [gemeint sind die spirituell rituellen Tanzbewegungen der hinduistischen Tempeltänzerinnen; Anm. des Rezensenten] möglicherweise durch ein Völkerkonglomerat aus Kreuzrittern, Arabern und besonders den Roma, die ihren Ursprung ja in Indien hatten, über Arabien bis zu den Mauren Spaniens." (S. 28). Anmerkungen sucht der Leser leider vergebens.

Im zweiten Abschnitt des Buches werden 67 Tafeln aus Talhoffers Fechtbuch von 1467, dem so genannten

Gothaer Codex, die zusammen das erste Kapitel dieses Buches, "Das lange Schwert", bilden, präsentiert. Die Abbildungen werden in sehr guter Qualität wiedergegeben, und ihnen beigelegt ist jeweils eine Transkription des zugehörigen Textes sowie eine freie Übertragung ins Neuhochdeutsche. Auf der jeweils gegenüberliegenden Seite wird die bei Talhoffer beschriebene Kampfhandlung auf mehreren Fotos nachgestellt und in einem kurzen Begleittext beschrieben. Diese Fotos, die den Verfasser des Buches und eine Mitkämpferin zeigen, veranschaulichen in der Regel sehr gut und nachvollziehbar den Ablauf der einzelnen Kampftechniken. Dass hier bei unklaren Zeichnungen Talhoffers mitunter zwischen verschiedenen Alternativen gewählt werden musste, ist verständlich, und dürfte für den historisch interessierten Leser von eher geringer Bedeutung sein. Erfreulich ist es, dass die beiden Darsteller auf "mittelalterliche" Kostümierungen verzichtet haben, und die Darstellung der Kampfhandlungen vor schlichtem Hintergrund klar im Mittelpunkt steht.

Abgerundet wird das Buch durch eine kurze Erläuterung von Basisübungen zum Schwertkampf, einem sehr hilfreichen Glossar und einer Auflistung der "Verwendete(n) Literatur – Medien". Kritisch anzumerken ist allerdings, dass der Wert der Bibliographie unter einer sehr spartanischen Zitierweise leidet, die lediglich den abgekürzten Vornamen sowie den Nachnamen der Autoren, Titel ohne Untertitel und das Erscheinungsjahr angibt.

Die Idee dieses Buches ist sehr zu begrüßen, genau wie seine Aufmachung

und Gliederung, was dem Leser allerdings die inhaltlichen Unschärfen des einleitenden Abschnittes nur umso schmerzlicher vor Augen führt. Auch wenn (oder: gerade weil?) es sich nicht explizit an ein wissenschaftliches Publikum wendet, wäre einer zweiten Auflage eine gründliche Überarbeitung des ersten Teiles zu wünschen, damit das Buch auch in wissenschaftlichen Kreisen die Würdigung erfahren könnte, die diesem Projekt zu wünschen ist. Der zweite Abschnitt jedenfalls stellt nicht nur die bemerkenswerten Darstellungen aus Talhoffers Buch einem weiten Leserkreis zur Verfügung, sondern liefert auch einen wichtigen und fundierten Beitrag zu dem – im weitesten Sinne – als experimentelle Archäologie zu bezeichnenden Forschungsfeld.

*Dipl. Rpfl. Olaf Wagener B.A. ·
Birkenweg 58 · D-69221 Dossenheim ·
olaf.wagener@gmx.de*

**Philine Helas/Gerhard Wolf (Hrsg.):
Armut und Armenfürsorge in der italienischen Stadtkultur zwischen 13. und 16. Jahrhundert. Bilder, Texte und soziale Praktiken (Inklusion/Exklusion. Studien zu Fremdheit und Armut von der Antike bis zur Gegenwart 2), Verlag Peter Lang, Frankfurt/M. u.a. 2006, 524 S., 16 Farbtafeln, 145 s/w Abb.**

Auf eine im November 2004 in Florenz abgehaltene kunsthistorische Tagung des Trierer Sonderforschungsbereichs "Fremdheit und Armut. Wandel von Inklusions- und Exklusionsformen von der Antike bis zur Gegenwart" – um präzise

zu sein: des Teilprojekts "Ordnungen der Bilder. Repräsentation von Fremdheit und Armut in der visuellen Kultur Italiens (13.–16. Jahrhundert)" in Zusammenarbeit mit dem Max-Planck-Institut für Kunstgeschichte in Florenz – geht dieser Sammelband zurück. Gegenstand der Tagung war die bildliche Überlieferung der ober- und mittelitalienischen Städte – die Beispiele stammen vorwiegend aus der Toskana und dem Veneto, aus Mailand und Rom – zum Thema Armut und Armenfürsorge. Bereits der Untertitel des Bandes verweist auf die interdisziplinäre Ausrichtung der Tagung. "Reibungsflächen zwischen sozialen Praktiken, christlicher Tradition und künstlerischer Erfindung aufzuzeigen" sei ein Anliegen des Bandes, so Philine Helas in dessen Einleitung, in der sie ansonsten die grundlegenden Wandlungen skizziert, denen die bildliche Darstellung der Armut vom Spätmittelalter bis in die Frühe Neuzeit unterworfen war. Es stehen hier aber nicht kunsthistorisch orientierte neben historisch oder literaturwissenschaftlich geprägten Beiträgen. Die Interdisziplinarität manifestiert sich in den einzelnen Beiträgen selbst, wo in den meisten Fällen die ikonographischen Befunde mit den dokumentarischen oder literarischen Quellen in Bezug gesetzt werden. Der Wechselwirkung von Praxis, Literatur und Kunst soll dabei Rechnung getragen werden: "Bilder", so Helas, "sind niemals planer Spiegel der Wirklichkeit – jeweils bedingt durch die Interessen und Fähigkeiten von Auftraggeber und/oder Künstler konstruieren sie eine eigene Welt, die ihrerseits aber wiederum zum Verständnis großer sozi-

alhistorischer Zusammenhänge beitragen kann" (S. 20). Dieser Vorgabe werden die meisten der 17 hier versammelten Beiträge auch gerecht.

Gegliedert ist der Band dementsprechend nach thematischen Gesichtspunkten. Ein erster Teil widmet sich dem Thema "Armutsdiskurse im Kontext der Orden" und steht damit unter chronologischen Gesichtspunkten zu Recht am Anfang des Bandes. Joanna Cannon und Roberto Cobiانchi gehen dabei zunächst von einem negativen Befund aus. Cannon machte sich auf die Suche nach bildlichen Darstellungen des franziskanischen und dominikanischen Bettels, stieß aber vielmehr auf Darstellungen, die die Ausgabe von Almosen durch die Bettelorden thematisieren. Für das 13. und beginnende 14. Jahrhundert scheint der Bettel bereits durch die Versorgung durch reiche Gönner abgelöst worden zu sein; andererseits, so Cannon, könnte auch die Darstellung minoritischer und dominikanischer *humilitas* nicht mehr gewollt gewesen sein – der Handel Seelsorge gegen Almosen trat in der bildlichen Überlieferung an ihre Stelle. Ganz ähnlich stellt Roberto Cobiانchi die geringe Häufigkeit von Darstellungen fest, deren Inhalt die Fürsorge des Franziskus für die Leprakranken ist. Dieses eigentlich zentrale Moment der Bekehrung des Franziskus wurde, so Cobiانchi, vor allem durch die *Legenda maior* des Bonaventura abgeschwächt, und damit auch das minoritische Ideal der *humilitas*. Der dritte Beitrag dieses ersten Teils schließlich stammt von Alexander Markschieß, der einer franziskanischen Bildpropaganda nachgeht, die mit den Mitteln "kontrastierender

Distinktion", in diesem Fall einer Stifts- und einer Ordenskirche, Armut als relativen, kontextgebundenen Wert konstruierte.

"Hospitäler und karitative Institutionen: Aufgaben und Selbstdarstellung" ist der zweite Teil überschrieben. Als Protagonisten treten nun nicht mehr die Bettelorden auf, sondern Laienbruderschaften und zunehmend auch die Kommunen selbst, welche die Armenfürsorge immer mehr zu kontrollieren versuchten. John Henderson zeichnet die Krankensäle von S. Maria Nuova und ihre figurative Ausstattung in Florenz als "liturgische Bühne", auf der Patienten, Wohltäter, Bruderschaften und schließlich auch die staatlichen Repräsentanten unterschiedliche Rollen spielten – im Mittelpunkt stand aber stets, vielmehr als die physische Gesundheit der Patienten, deren Seelenheil sowie dasjenige der übrigen Beteiligten. Ludovica Sebgondi handelt über einige Florentiner Bruderschaften und sieht in deren das Gesicht verhüllender Kleidung unterschiedliche Funktionen erfüllt. Die Kapuzen der Brüder, die oft nur mit Sehschlitzen versehen waren, dienten der Anonymisierung der Brüder und wahrten damit ihre Gleichstellung innerhalb der Bruderschaft, sie schützten die Identität der Brüder, wenn sie als Angehörige der *confortatori* mit Verurteilten und Toten in Berührung kamen, sie anonymisierten aber vor allem auch ihre karitativen Leistungen. Ulrike Ritterfeld identifiziert in den Fresken im Oratorium der Florentiner Buonomini – die bekanntermaßen eng mit den Medici verbunden waren – ein "Instrument für die Sicherung des gesellschaftlichen und politischen status

quo", indem dort vor allem die Unterstützung der von der damaligen wirtschaftlichen Krise betroffenen 'mittelständischen' Textilarbeiter thematisiert wird. Friedhelm Scharf erklärt die religiöse und profane Ikonographie der Fresken des *Pellegrinaio*, des Krankensaals von S. Maria della Scala in Siena, vor dem Hintergrund der institutionellen, historischen und ideologischen Verhältnisse. Die christliche Ikonographie, so Scharf, wurde in Siena in ein Konzept des "profanen Alltags" übersetzt, in dem sich Armutsideal, kommunale Realität und die glorifizierende Darstellung der politischen und klerikalen Elite zur Verbildlichung einer – legitimierenden – sozialen Ordnung verbanden (S. 160). Ingeborg Walter beschäftigt sich mit Aussetzung und Kindstötung und verweist darauf, dass die zunehmende Sorge der Hospitäler mehr der Seelenrettung als dem irdischen Überleben galt. Anna Esposito vergleicht die ikonographischen Quellen zu S. Spirito in Sassia und zur Casa delle Oblate in Rom, und damit einen öffentlichen und einen privaten 'Sektor' der römischen Armenfürsorge, wobei sie auf jeweils unterschiedliche Personengruppen zu sprechen kommt, die auf Unterstützung hoffen konnten. Breiten Raum schließlich nimmt der Beitrag von Philine Helas ein, die der Frage nach einer spezifisch republikanischen Bildproduktion nachgeht. Nachdem sie um 1340 im kommunal-republikanischen Ambiente einen Wandel in der Repräsentation der Armut und der Armen feststellt, die den Armen einen zunehmend autonomen Rang einräumt und damit ein "gesellschaftliches Bewußtsein" artikuliert (S. 196), beschreibt

Helas die Ausstattungsprogramme karitativer Institutionen in mehreren italienischen Städten und kommt zu der Hypothese, dass sowohl das Engagement der Kommunen beim Aufbau eines funktionierenden Hospitalswesens als auch dessen bildliche Repräsentation einem spezifisch kommunal-republikanischen "Verhältnis zu sozialen Differenzen" (S. 239) geschuldet ist – in monarchisch-signorilen Ordnungen dagegen kam den symbolischen Praktiken der Herrscher größere Bedeutung zu.

Armut und Fürsorge unter der Perspektive von "Berührungs- und Konfliktpunkten zwischen Juden und Christen" bilden einen dritten Themenkomplex. Lediglich für Phänomene der "vorübergehenden" Armut konnte Alessandra Veronese einige Beispiele aus mitteleuropäischen und iberischen, nicht aber aus italienischen Quellen finden. Angela Möschter handelt über die Armenfürsorge jüdischer Gemeinschaften, aber auch, mit einigen bemerkenswerten Ergebnissen, über das Engagement von Juden in der christlichen Fürsorge.

Die letzte Sektion des Bandes schließlich trägt den Titel "Wahre Armut – falsche Armut in Texten und Bildern vom 14. bis zum 16. Jahrhundert" und beschäftigt sich, so formuliert Philine Helas in der Einleitung, mit der Frage "nach der Bewertung von Bedürftigkeit, nach deren Erkennbarkeit oder Codierung, an die sich immer die Frage nach dem (moralischen) Recht auf Almosen und Hilfe" knüpfe. Federico Botana schreibt über eine bebilderte Handschrift des okzitanischen *Breviari d'Amor* des Matfre Ermengaud, der die sieben Werke der Barmherzigkeit als Grundlage ei-

ner solidarischen Gesellschaft darstellt. Caspar Pearson beschreibt Leon Battista Albertis Sicht der armen und damit potentiell revoltierenden städtischen Massen, und im Gegensatz dazu Albertis wenn auch nur vordergründige Eloge auf das 'zynische' Vagabundentum, das zwar einen subversiv, gleichzeitig aber unpolitischen Charakter trägt. Louise Bourdua stellt anhand venezianischer und padovanischer Beispiele fest, daß die Darstellung von Armen notwendig für "mechanisms of narrative" und als Objekte der Barmherzigkeit in bildlichen Darstellungen von Heiligenviten sind, daß aber auch 'böse' Charaktere nicht selten mit den Attributen des Armen versehen werden. Tom Nichols zeichnet auf überzeugende Art und Weise nach, wie sich zum einen eine 'Frömmigkeitskrise', zum anderen eine soziale Krise im Venedig des 16. Jahrhunderts in der säkularen wie auch in der sakralen Ikonographie sowohl widerspiegelt als auch instrumentalisiert wird. Der Armutsdiskurs wurde in die Sphäre des Bildhaften verschoben: "The easily governable space of the visual image never threatened to become a site of contestation and contamination as did the streets and squares of Venice". Livio Pestilli schließlich beschreibt, wie die Stadt Rom trotz ambitionierter Armenfürsorge der wachsenden Masse der Armen nicht Herr werden konnte, was zu einem zunehmend intoleranten Diskurs führte, der sich auf Simulanten und andere, nicht 'wahre Not' Leidende stürzte.

Sämtliche Beiträge des Bandes werden durch reichhaltiges Bildmaterial ergänzt, das in einem Abbildungsteil am Ende des Bandes zusammengefaßt ist.

Er enthält insgesamt 16 Farbtafeln und nicht weniger als 145 schwarz-weiß-Abbildungen. Bis auf wenige Druckfehler ist der Band auch sorgfältig redigiert. Zu bemängeln ist lediglich die Tatsache, daß man nicht immer die in manchen Fällen unmittelbar vorhergehenden oder nachfolgenden Beiträge zur Kenntnis genommen hat. (S. 168, 178). Insgesamt aber dürften die meist konsequent interdisziplinär konzipierten Beiträge sowie die schiere Fülle der in Betracht gezogenen Bildquellen dazu beitragen, das Forschungsfeld der Armut und Armenfürsorge wesentlich zu bereichern.

*Marco Veronesi · Universität
Tübingen · Historisches Seminar ·
Wilhelmstraße 36 · D-72074 Tübingen ·
marco.veronesi@uni-tuebingen.de*

Jarbel Rodriguez, Captives and Their Saviors in the Medieval Crown of Aragon, The Catholic University of America Press, Washington, D.C., 2007, xxiii, 225 pp.

Unfortunately, in many parts of our world the practice of kidnapping people for ransom, or for political reasons, is wide-spread. The victims' destiny is hard and uncertain, and their friends and families back home also suffer severely, often for years to come. Looking backwards into the medieval world, the same phenomenon can be discovered, alas, as Jarbel Rodriguez (San Francisco State University) observes. He focuses his investigation on the situation of Christians kidnapped by pirates (including Chris-

tian pirates) or Muslim military forces, and discusses the wide range of implications for everyone involved. This does not mean that only Christians suffered; on the contrary, Muslims were also taken captives and used to extort money or to liberate Christian hostages, or slaves. However, for pragmatic reasons Rodriguez here limits himself to the one side. As it is so often the case in various South-American countries today, kidnapping happened as a result of organized activities (military) or as a result of individual greed by pirates, adventurers, and criminals. The effect, however, was the same, both then and today.

In his book Rodriguez provides a detailed overview, addressing the following issues: in the first part he discusses raiding and piracy, life in captivity, captives and renegades; in the second part he turns to the efforts to liberate the captives, family-initiated responses, communal efforts to liberate the captives, and the financing of ransoming. The author heavily draws from primary sources contained in the various archives of Barcelona and elsewhere, but he never lets the complexity of these materials overburden his straightforward, highly readable, and clearly structured account. At the same time, we gain detailed insight into specific conditions as reported in those sources, though it often remains somewhat anecdotal. Rodriguez examines, for instance, women's treatment at the hand of their kidnappers (including rape), numerous incidences of killing, and the various types of suffering during the journey to the respective markets or prisons. He also presents the wide range of tasks given to the cap-

tives, depending on their skills and the need at hand. Some women became concubines, and in that role they could, at least in some cases, become the mothers of future sultans, such as in Granada (48-49). Poor diet for the captives represented, next to flogging and back-breaking labor, a major problem for which there was no real solution.

Surprisingly, as Rodriguez observes, Christian captives had some access to their own religious services, and they also often received help, if they were not liberated, from the ransoming orders, such as the Mercedarians and Trinitarians. But ransoms were normally set very high, making it extremely difficult for family members, the community, the orders, and even the royal crown, to pay the demanded amount of money. The author underscores the numerous peace negotiations and treatises in which the release of captives was discussed, without ignoring the counter-measures taken by the Christians, who also went on raiding expeditions, either to make money by seizing Muslims as captives, or to use them for exchanges. Then he turns to the ransoming orders once again and describes their activities, their structure, their conflicts among each other, and their practical work. They needed a lot of money to pay for the captives, and so part of their efforts focused on officially condoned begging, on negotiating with the captives' families and with the captors.

The kingdom of Aragon was particularly vulnerable to ransoming attacks because of its immediate proximity to the Muslim world. In any given year there were ca. 2,300 Aragonese citizens

in captivity, and the Mercedarians managed to redeem ca. 50 to 70 per year, apart from ca. 100 others who were redeemed through their families. But the new-found freedom was not entirely easy because many first had to work for the ransoming orders as part of the financial deal arranged beforehand. And most went through a post-traumatic shock anyway, not to mention the financial suffering they faced at home upon their return, their health problems, and their estrangement after years of separation.

This insightful monograph concludes with an extensive bibliography and an index. *Horribile dictu*, although Rodriguez deals with late-medieval conditions affecting the people of Aragon, in reality the situation has not changed much, if it has not become worse, at least in certain parts of our world today.

Prof. Dr. Albrecht Classen · University Distinguished Professor · Dept. of German Studies · 301 LSB · University of Arizona · Tucson · AZ 85721 · aclassen@u.arizona.edu · www.gened.arizona.edu/aclassen

Britta-Juliane Kruse, Witwen. Kulturgeschichte eines Standes in Spätmittelalter und Früher Neuzeit, Walter de Gruyter, Berlin und New York 2007, XVI, 768, 69 s/w Abb.

Nachdem in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren eine Reihe von unterschiedlichen Perspektiven auf die Witwe im Mittelalter und in der Frühneuzeit verfolgt worden sind, legt nun Britta-Juliane Kruse eine wahrhaft monumen-

tale Arbeit dazu vor, in der sie sich primär mit einschlägigen Materialien aus Nürnberger Archiven auseinandersetzt, zugleich aber zahllose Querverbindungen herstellt und dabei einen grundlegenden neuen Überblick zum Leben und zur Wirklichkeit von Witwen vom 15. bis zum 18. Jahrhundert entwickelt. Nur z.T. fällt damit das historische Themenspektrum in den Interessenbereich der Mediävistik, aber Kruse führt überzeugend vor Augen, wie stark eine adäquate Untersuchungsmethode bezogen auf Witwen größere Zusammenhänge über die Jahrhunderte hinweg in den Blick nehmen muß, veränderten sich ja die sozialen und ökonomischen Rahmenbedingungen für Frauen keineswegs schlagartig mit dem Beginn der Protestantischen Reformation. Für diese Rezension bedeutet es aber, dass einige größere Kapitel hier nur kurz zu streifen sind, während die Aufmerksamkeit auf diejenigen ruhen wird, die sich überwiegend auf die Zeit des Spätmittelalters beziehen.

In neun großen Kapiteln behandelt die Verfasserin die folgenden Themen: 1. Verhaltensregeln für Witwen, wie sie von individuellen Autoren diskutiert wurden, zu denen vor allem Erhart Groß und Felix Fabri gehören. Gerade Groß ist in den letzten Jahren mehrfach schon behandelt worden, aber Kruse vermag noch weiter auszuholen, zusätzliche Informationen biographischer Art zu liefern und größere Verbindungslinien zu Fabri und anderen Schriftstellern herzustellen, die sich alle mit den idealen Verhaltensregeln für Witwen beschäftigten. 2. Trostschriften und Gebetbücher für Witwen von 1500 bis 1720, von

denen viele bisher noch völlig unbekannt geblieben sind und dennoch, wie Kruses Analyse vor Augen führt, wichtige Beiträge zum Witwen-Diskurs leisteten. 3. Witwenspiegel, die sowohl rückwärtsgewandt mit der Spiegel-Tradition des hohen und späten Mittelalters wie auch vorwärtsgewandt mit den einschlägigen Lehrschriften der Frühneuzeit und entsprechenden Bildmotiven diskutiert werden. 4. Dem schließt sich eine umfassende Behandlung von Paul Jacob Marpergers Traktat *Abbildung einer betäubten und wieder getrösteten Witwe* von 1723 an, der höchst detaillierte Empfehlungen und Vorschriften für Witwen enthält, wegen seines späten Erscheinungsdatums aber hier nicht weiter interessieren soll. 5. Darauf bewegt sich Kruse historisch etwas zurück, indem sie zum ersten Mal und sehr detailliert die Selbstzeugnisse der Nürnberger Witwe Katharina Deschlerin geb. Behaim (1560-1638) hinsichtlich der Witwenversorgung untersucht.

Für die Frauengeschichte besitzt das 6. Kapitel die größte Bedeutung, da Kruse an dieser Stelle weit ausholend und sehr erfreulich detailbezogen die verschiedensten Möglichkeiten für Witwen in der Welt des spätmittelalterlichen Nürnbergs darlegt, sich wirtschaftlich über Wasser zu halten und auch intellektuell und künstlerisch aktiv zu bleiben. Frauen besaßen durchaus die Möglichkeit, beruflich tätig zu sein, was Kruse anhand von vielen Fällen in den verschiedensten Handwerks-, Kaufmanns- und Handelsbereichen darlegt. Mit Befriedigung darf ich konstatieren, dass sie meine verschiedenen Untersuchungen zu Frauen im Buchdruckerge-

werbe (*Gutenberg-Jahrbuch* 2000-2003) aufgegriffen und systematisch auf Nürnberg bezogen weiterverfolgt hat, wobei sie ihre Studien weit bis ins 17. Jahrhundert ausdehnt. Von großem Interesse sind auch die Hinweise auf die Tätigkeiten von Frauen/Witwen als Künstlerinnen, Zubringerinnen, Stuhlwärterinnen in den Kirchen, als Arzneiproduzentinnen, Küsterinnen und "Kindermütter" (zuständig für Geisteskranke) in Spitälern, Seelfrauen, Pflegerinnen im Findel- und Waisenhaus und Hebammen, während leider der asoziale Bereich, besonders die Prostitution bzw. das Kupplerwesen keine Berücksichtigung findet, obwohl doch sicherlich auch Witwen auf diese Stufe abgestiegen sind.

Im 7. Kapitel widmet sich Kruse der schon bekannten Magdalena Paumgartner (1555-1642) als Witwe und vermag aufgrund von neuen archivalischen Forschungen bisher unbekannte Quellen auszuwerten, die uns weitere Informationen über diese Briefschreiberin vermitteln. Indem sich die Autorin im 8. Kapitel den Witwen als Stifterinnen zuwendet, kehrt sie sogar bis ins 14. Jahrhundert zurück und verfolgt die Geschichte von weiblichen Stiftungen in Nürnberg durch die nächsten vierhundert Jahre. Zuletzt untersucht Kruse im 9. Kapitel das sich schon im 14. Jahrhundert entwickelnde Armenpflegewesen, d.h. die Armenfürsorge, von der natürlich vor allem Witwen zu profitieren vermochten. Erneut verfolgt sie die historische Entfaltung vom Spätmittelalter bis weit in die Frühneuzeit hinein auf der Grundlage von umfangreichen archivalischen Recherchen. Besonders

faszinierend lesen sich die Abschnitte zu Pfarrwitwen und den Mitgliedern des Kartäuserklosters als Witwendomizil (vgl. dazu Erhart Groß).

Den Abschluss bilden Regesten der im 3. Kapitel behandelten Witwenspiegeln von 1586 bis 1604, ein Nachwort, ein Verzeichnis der Abkürzungen und Bibliothekssiglen, eine beschreibende Liste der zitierten Handschriften, dann eine Liste der zitierten Archivalien, eine Bibliographie der gedruckten Quellen und Literatur, ein Abbildungsverzeichnis und ein Personenregister. Wirklich bedauerlich, dass kein Sach- oder Ortsregister angelegt wurde, was bei dieser umfangreichen Arbeit sehr hilfreich gewesen wäre. Aber das detailliert angelegte Inhaltsverzeichnis bietet zumindest einen guten Einstieg bei der Suche nach speziellen Aspekten.

Es ist ganz verständlich, dass sich die Autorin überwiegend der Frühneuzeit zuwendet, weil die relevanten Quellen bezogen auf Witwen dann reicher fließen. Aber ihre Untersuchung wirft genügend Licht auch auf das Leben der Witwe im Spätmittelalter, um für den Mediävisten von großem Interesse zu sein. Kruse vermag dabei, die bisherige Forschung zu Witwen zu bestätigen, ergänzt aber diese zugleich mit ihren Entdeckungen in den Nürnberger Archiven, womit z.B. Groß keineswegs mehr als der einzige Autor eines Witwenbuchs dasteht, vielmehr sich nach ihm eine ganze Kette von Gelehrten und Didaktikern über die Jahrhunderte hinweg diesem Thema widmete. Mittels des Augenmerks auf die Witwe in ihrem sozialen und ökonomischen Kontext gelingt es zudem Kruse, wesentlich differen-

ziertere Aussagen hinsichtlich des öffentlichen Tätigkeitsbereichs von Frauen im 15. und 16. Jahrhundert zu machen, als es bisher möglich zu sein schien. Man kann der Autorin für ihre Habilitationsschrift nur Anerkennung aussprechen, es handelt sich um einen wichtigen Beitrag zur Frauen- bzw. Witwengeschichte des Spätmittelalters und der Frühneuzeit.

Prof. Dr. Albrecht Classen · University Distinguished Professor · Dept. of German Studies · 301 LSB · University of Arizona · Tucson · AZ 85721 · aclassen@u.arizona.edu · www.gened.arizona.edu/aclassen

Dagmar M. H. Hemmie, Ungeordnete Unzucht. Prostitution im Hanseraum (12.-16. Jahrhundert). Lübeck – Bergen – Helsingør (Quellen und Darstellung zur hansischen Geschichte, Neue Folge, LVII), Böhlau, Köln, Weimar und Wien 2007, VIII, 476 S.

Das Thema 'Prostitution' im Mittelalter hat schon lange großes Interesse ausgeübt, wenngleich man sich überwiegend mit Quellen aus West- und Südeuropa beschäftigt hat. Dagmar M. H. Hemmie widmet sich nun in ihrer für den Druck überarbeiteten Kieler Dissertation von 2004 der Frage, wie Prostitution in Nordeuropa betrieben wurde, indem sie sich primär mit einschlägigen Textzeugnissen aus Lübeck, Bergen und Helsingør beschäftigt. Es dauert allerdings sehr lange, bis sie sich zu ihrem eigenen Material durchkämpft, denn sie sieht sich dauernd dazu gedrängt, zunächst die allgemeine Frauengeschichte im Mittelalter aufzuarbeiten und umfangreich die

einschlägige Forschung heranzuziehen und auszuwerten. Dies sei nicht unbedingt als Kritik aufzufassen, vielmehr wirkt es für eine Dissertation ganz verständlich, aber aus wissenschaftlicher Sicht, insbesondere für den Druck hätte man doch gewünscht, daß sie sich viel früher und intensiver mit den bisher weniger oder gar nicht berücksichtigten Quellen auseinandergesetzt hätte. Diese stellt sie immerhin gleich eingangs ausführlich vor, um sich aber dann zunächst breit mit der Prostitution an sich und ihrem Vorkommen in im Mittelalter zu beschäftigen.

Zunächst geht es um die rechtliche Stellung der Frau im Mittelalter, um die Bedeutung der Ehe im rechtshistorischen Kontext, um Ehebruch, weibliche Kriminalität und um die Berufsmöglichkeiten von Frauen bis ca. 1500. Hierbei widerspricht sich die Verfasserin jedoch etwas, indem sie einerseits darauf hinweist, daß Frauen weitgehend ökonomisch in der Unterdrückung lebten, andererseits dann aber doch zugibt, wie viele Möglichkeiten ihnen zur Verfügung standen, und dies sogar im Fernhandel, im Brauereigewerbe und im Handwerk. Die neuere Forschung etwa zu Frauen im Buchdruckergewerbe findet hier leider keine Berücksichtigung, und manchmal wundert man sich überhaupt, ob nicht recht viele globale Behauptungen vorsichtiger behandelt oder sogar korrigiert werden müßten. Freilich trifft auch zu, daß Hemmie regelmäßig auch auf sozialökonomische Verhältnisse in Lübeck oder anderen Städten des Nordens hinweist und uns somit schon auf ihr Hauptthema vorbereitet. Dies findet auch seine Bestätigung in ihrer

Diskussion vom Konkubinat und Klosterwesen etwa in Norwegen während des Mittelalters.

Prostitution ist auch deswegen ein so faszinierendes Thema, weil es ungemein vielschillernd ist und aus den unterschiedlichsten Perspektiven betrachtet werden kann, wie es auch Hemmie vor Augen führt, berücksichtigt sie ja die Position der Kirche hinsichtlich der Frau, der Sexualität und speziell der Prostitution, global gesehen die Erwerbssituationen der Frau und die Bedeutung von Prostitution für die mittelalterliche Gesellschaft überhaupt. Dazwischen tauchen wieder Kurzkapitel zur Prostitution in den drei Städten auf, die ihr Hauptaugenmerk ausmachen, wo sie anhand von Steuerlisten die Zahl der Prostituierten im Vergleich zur Gesamtbevölkerung zu bestimmen bemüht ist. Besonders wichtig ist schon immer gewesen, wo sich Prostituierte aufhalten durften, was sich anhand der Stadtpläne und einschlägiger Gebote und Verordnungen gut identifizieren läßt. Dann differenziert die Autorin zwischen öffentlichen und privaten Bordellen, behandelt hierauf den wichtigen Bereich der Badehäuser, die im Mittelalter eine viel größere Bedeutung besaßen, als wir es uns heute vorstellen können, ohne daß es sich dabei automatisch um Freudenhäuser handelte.

Anschließend untersucht die Autorin die ökonomischen Bedingungen, die Frauen zur Prostitution führten, berücksichtigt auch die Funktion des Büttels, der z.T. als Sittenpolizist sein Amt ausübte, der KupplerInnen und Zuhälter, um sich dann den Kunden zuzuwenden, wie sie in den drei Städten genauer ein-

zugrenzen sind, wobei sie natürlich erwartungsgemäß gerade auf die Kaufleute bzw. die Lübecker Bergenfahrer hinzuweisen vermag. In einem weiteren Kapitel beschäftigt sich Hemmie mit der Gesundheitsfürsorge für die Prostituierten, leitet dies aber mit einem breiten Überblick zur weiblichen Heilkunde seit der Antike ein, um auch Empfängnisverhütung und Abtreibung in die Diskussion einzubeziehen. Dennoch kam es häufig zur Schwangerschaft und Geburt von Kindern, was das Thema des folgenden Kapitels ausmacht.

Gegen Ende des Mittelalters und unter dem Einfluß der protestantischen Reformation, aber keineswegs zu vergessen auch wegen der Angst vor der sich seit 1493 rapide ausbreitenden Syphilis, wurde allenthalben die Prostitution zurückgedrängt und verboten, denn man tendierte dazu, den Frauen die Schuld dafür anzulasten bzw. dieses zwielichtige Gewerbe aus religiösen Gründen zu unterdrücken. Wie Hemmie aber völlig richtig beobachtet, bedeutete dies nur eine Verlagerung der Prostitution in die Illegalität, aufs Land oder irgendwie in den Untergrund.

Großes Interesse wecken auch die Darstellung der Kleiderordnung für Prostituierte, verschiedene Regulierungsmaßnahmen und gerichtliches Vorgehen gegen Prostituierte wegen Kriminalität, Verleumdung, Injurien u.dgl. mehr. Aber seltsamerweise behandelt die Autorin, trotz der Ankündigung in der Kapitelüberschrift, gerade nicht sexuelle Devianz, sondern versteht darunter praktisch nichts anderes als Ehebruch seitens der Frau in unterschiedlicher Form.

Den Abschluß bilden eine Sammlung einschlägiger Quellen (leider hier wie auch durchweg im ganzen Buch ohne Übersetzung, was allerdings bei manchen des Umfangs wegen vielleicht schwierig gewesen wäre), ein Literaturverzeichnis und ein Personenindex. An sich hätte noch ein Sachindex dazugehört.

Insgesamt gilt, daß die Autorin sehr sachkundig und quellenbewußt ihr Thema angegangen und es umfassend und detailliert bearbeitet hat, auch wenn man sich eine bessere Strukturierung und erhebliche Straffung gewünscht hätte. Sie bietet die wesentliche Information zur Prostitution im Hanseraum und fügt diese, wenngleich viel zu raumgreifend und umständlich, in den großen Rahmen der mittlerweile doch gut ausgeleuchteten mittelalterlichen Frauengeschichte, die wohl nicht mehr so detailliert hätte behandelt werden müssen.

Prof. Dr. Albrecht Classen · University Distinguished Professor · Dept. of German Studies · 301 LSB · University of Arizona · Tucson · AZ 85721 · aclassen@u.arizona.edu · www.gened.arizona.edu/aclassen

Prisca Lehmann, La répression des délits sexuels dans les Etats savoyards. Châtellenies des diocèses d'Aoste, Sion et Turin, fin XIIIe-XVe siècle (Cahiers Lausannois d'Histoire médiévale 39), Université de Lausanne, Lausanne 2006, 409 S.

Das Quellenkorpus dieser Lausanner mémoire de licence besteht aus 2071 *banna*, die die Autorin den im Archivio di Stato di Torino erhaltenen Rech-

nungsbüchern der savoyischen Kastellane entnommen hat und die über den Zeitraum von 1267 bis 1510 verteilt sind. Bei den Kastellanen flossen die Bußgelder zusammen, die von der Justiz der jeweiligen Kastellanei in Form eines *bannum* verhängt wurden, darunter auch diejenigen, die im Zusammenhang mit Sexualvergehen standen. Die Eintragungen der *banna* in den Rechnungsbüchern enthalten in knapper Form die Angaben der Delinquenten, die Bezeichnung des Vergehens sowie die Höhe des Bußgeldes. Mehr als über die Sexualmoral der Bevölkerung, so die Autorin, geben die *banna* also Einblick in die strafrechtliche Verfolgung der sexuellen Delinquenz (S. 20). Allerdings wurden Vergehen wie Sodomie, Homosexualität, Pädophilie, Inzest nicht auf der Ebene der Kastellaneien verhandelt (genauer erfährt man dies erst in der Zusammenfassung), und so möchte Lehmann eine eher qualitative als serielle Untersuchung vornehmen. Auch eine sozialgeschichtliche Untersuchung sei nicht machbar, da die Angaben zu den Delinquenten zu knapp seien und einen prosopographischen Ansatz nicht erlauben würden (S. 23).

Nach einer Einführung in die Struktur der savoyischen Justiz und in den Entstehungskontext der *banna* gibt die Autorin einen umfassenden Überblick über die einzelnen *banna*, gegliedert nach der Art des Vergehens: Einfache "Hurerei" (*fornicatio*), Inzest (*incestus*), Ehebruch (*adulterium*) und sexuelle Gewalt. Die interessanteste Erkenntnis dabei ist sicherlich, daß die in den *banna* verwendeten Begriffe weit davon entfernt waren, exakt umschriebene Tatbe-

stände wiederzugeben. *Fornicatio*, *stuprum* oder der Ausdruck *carnaliter cognoscere* wurden oft gleichwertig und zur Bezeichnung unterschiedlicher Vergehen verwendet, ohne daß etwa Ehebruch oder sexuelle Gewalt dadurch ausgeschlossen wären. Auch über den Terminus *adulterium* besteht keine Sicherheit, ob er nur den Ehebruch oder jede sexuelle Aktivität außerhalb der Ehe bezeichnete, und auch die im Zusammenhang mit Inzest oder sexueller Gewalt verwendeten Begriffe zeichnen sich durch eine große Spannbreite von Bedeutungen aus.

Ansonsten fallen die Ergebnisse eher dürftig aus und lassen sich nur schwer dem regestenhaften Stil der Arbeit entnehmen. Nur gelegentlich kann die Autorin feine Unterschiede sozialer oder geographisch-territorialer Art herausarbeiten oder bisherige Positionen der Forschung widerlegen, etwa, daß Ehebruch vorwiegend als "weibliches" Vergehen betrachtet worden sein soll (S. 111). Oft wird man dagegen mit weniger interessanten Befunden konfrontiert: Ehebruch konnte auch mit einer Geliebten begangen werden (S. 113), und die Opfer sexueller Gewalt waren meist junge Frauen (S. 148–50). Interessante Nebenergebnisse erfährt man nur in Nebensätzen oder Fußnoten, etwa, daß die Anzahl der *banna* insgesamt höher war in denjenigen Kastellaneien, in denen der *bailli* saß (S. 28), was für die eigentliche Fragestellung nicht unwesentlich erscheint, dem aber nicht weiter nachgegangen wird.

Überhaupt hätte man gerne genauer erfahren, wie denn die Auswahl der Kastellaneien erfolgte, deren *banna* für die

Untersuchung herangezogen wurden. Nur implizit läßt sich der Einleitung entnehmen, daß eher die Gemeinsamkeiten als die Unterschiede zwischen ihnen das Auswahlkriterium waren. Da weder eine konkrete Fragestellung noch eine Vorgehensweise formuliert wurde, überrascht dann auch Lehmanns Fazit: Obwohl nochmals betont wird, daß der quantitative Aspekt sekundär sei, sieht sie allein in der Anzahl der *banna* den modernen Staat mit seinen Mitteln der Sozialkontrolle heraufziehen. Die deutlichen "Spitzen" in der Verteilung der *banna* in den Jahren 1370–1380 und 1430–1440 setzt sie erst jetzt in den Kontext der verstärkten legislativen Aktivitäten der Grafen und Herzöge des Fürstentums in diesen Jahren.

Den 171 Seiten der Darstellung folgen weitere 129 Seiten Regesten, über deren Sinn und Zweck man sich streiten mag, und dies umso mehr, als ihre Auswahl undurchsichtig ist: In den Fußnoten der Darstellung erscheinen neben den Verweisen auf diese Regesten auch andere Regesten, die offenbar aus dem selben Korpus stammen. Nach einem weiteren Anhang, bestehend aus graphischen Darstellungen der Ergebnisse und einigen Abbildungen, wird der Band durch eine umfangreiche Bibliographie und ein Personen- und Sachregister beschlossen; aus einer Stichprobe von sechs Titeln (Bosshard–Brondy) der Bibliographie konnte der Rez. keinen einzigen in den Anmerkungen finden. Im Rahmen einer kleineren Publikationsform hätte die Autorin ihre, für eine *mémoire de licence* durchaus nicht geringzuschätzende Arbeit vielleicht besser würdigen können.

Marco Veronesi M.A. · Universität
Tübingen · Historisches Seminar ·
Abteilung für Mittelalterliche
Geschichte · Wilhelmstraße 36 ·
D-72072 Tübingen ·
Marco.Veronesi@uni-tuebingen.de

Robert Mills, Suspended Animation: Pain, Pleasure and Punishment in Medieval Culture, Reaktion Books, London 2005, 248 pp., 10 colour plates, 90 halftones.

Der Titel dieses Bandes ist wohl nicht unabsichtlich mit dem eines verbreiteten Comics Review identisch, und obgleich der mit entsprechenden Anmerkungen ausgestattet Text wissenschaftlichen Anspruch erhebt, kann man sich doch des Eindrucks nicht erwehren, dem Verfasser sei es primär darum gegangen, einiges Spektakuläre bis Gruselige aus dem Mittelalter zusammenzustellen, um sein Buch vermittels des Faszinosum des Abstoßenden, kombiniert mit dem des Sexuellen, zu vermarkten. Insofern ist das Titelbild, ein Ausschnitt aus dem Flügelretabel Meister Franckes mit der Marter einer nicht nur fromme Gedanken weckenden nackten hl. Barbara, durchaus treffend gewählt.

Die einzelnen Kapitel befassen sich mit dem realen Strafrecht (Erhängen und Häuten), mit dem göttlichen (Folter der Homosexuellen in der anderen Welt), den Peinen der weiblichen und männlichen Märtyrer und schließlich der Passion Christi. Dies sind die Hauptthemen, mit denen dann in lockerer Assoziation eine Reihe von Nebenthemen verwoben

werden, z.B., um beim letzten Kapitel zu bleiben, die seit L. Steinberg diskutierte Sexualität Christi auf Gemälden der Renaissance, oder, im vorletzten Kapitel, den Teufel besiegende heilige Jungfrauen. Der Verfasser dieser Essays ist, wie könnte es anders sein, Altanglist, und, obwohl die Publikation im ‚American style‘ geschrieben ist, an einer englischen Universität tätig. Mit "Suspended Animation" reiht er sich in das Projekt "queering the Middle Ages" ein, das hier v.a. für das 15. Jahrhundert, aus dem das Gros der herangezogenen Text- und Bildquellen kommt, auf den Themenbereich Sadismus und Masochismus ausgedehnt wird.

Das Buch hat seine Meriten, wenn man es auch kaum als wesentlichen Beitrag zur Mittelalterforschung bezeichnen kann. Diese liegen v.a. in einer Sammlung einschlägiger Text- aber mehr noch Bildbeispiele zu den erwähnten Themenbereichen. Es macht auch, wiewohl in übertriebener Weise, auf Chancen untraditioneller mediävistischer Interpretationen aufmerksam, etwa auf – mögliche – masochistische Züge im Verhalten von Märtyrern. Daß Mills auf den sonst von Anglisten bei jedem beliebigen spätmittelalterlichen Thema ewig zitierten und somit allseits bekannten Chaucer fast ganz verzichtet, kann man ihm hoch anrechnen.

Problematisch freilich ist zunächst die geringe Kenntnis der einschlägigen Sekundärliteratur – wiewohl das Strafrecht eine so große Rolle spielt, hat der Verfasser offenbar von den grundlegenden Werken eines Grimm, His, Helbig oder Hupp nie etwas gehört. Die Bibliographie zeigt die für anglophone Ang-

listen typische philiströse Beschränkung auf englischsprachige Arbeiten – obgleich die hier diskutierten Bildquellen größtenteils *nicht* aus England kommen. Dies führt zu schlichtweg falschen Aussagen, z.B. S. 21: Es gäbe keine Quellen über die Reaktionen mittelalterliche Menschen auf Kunstwerke (im Gegenteil, vgl. Peter Dinzelbacher, Religiöses Erleben vor bildender Kunst in autobiographischen und biographischen Zeugnissen des Hoch- und Spätmittelalters: Schreiner, K. (Hg.), Frömmigkeit im Mittelalter, München 2002, 299-330). Aber Mills hat auch eine Reihe von Studien in seiner Muttersprache nicht rezipiert, die präzise die von ihm behandelten Themen betreffen, beispielsweise Jörg Fichte, *The Treatment of Love and Sex in Selected Specimens of Medieval Visionary Literature: In Gear dagum, Essays 9*, 1988, 1-21, oder James A. Hogg, *An Illustrated Yorkshire Carthusian Religious Miscellany III (Analecta Cartusiana 95)*, Salzburg 1981; id., *A Morbid Preoccupation with Mortality?: Analecta Cartusiana 117/2*, 1986, 139-189 (über den S. 66 f. behandelten Bildkodex).

Problematisch ist auch die modische, aber oft oberflächlich psychologisierende Rhetorik, die das ganze Buch durchzieht, es aber nicht strukturiert, sowie die Ausflüge in die Gegenwart, am Ende sogar in einen Londoner Nachtclub für Homosexuelle. Was soll beispielsweise die Aussage, männliche Märtyrer würden durch Enthauptung "visually dephallicized" (S. 173) – als ob es nicht genauso viele weibliche gäbe, deren Legenden ebenso von dieser Todesart berichten. Oder: der blutende Christus ha-

be ein "'menstruating' groin" (S. 174). Auch wer, wie der Rezensent, psychohistorische Ansätze im Prinzip begrüßt, kann eine solche Assoziation nur als willkürlich und damit wissenschaftlich irrelevant bezeichnen. Einem mittelalterlichen Beobachter dürfte sie weder im Primär- und schon gar nicht im Sekundärprozeß gekommen sein. Oder: Haut habe im Mittelalter prinzipiell "deep meditative possibilities" besessen (S. 66), da Pergament, also Tierhaut, als Beschreibeträger für Texte und Bilder diene. U. dgl. m. Im Detail erscheint Mills allerdings um Korrektheit bemüht, kleinere Fehler sind wenig störend, z.B.: ein berühmter südtiroler Maler heißt Pacher, nicht Pächer (S. 165); S. 177, 4. Z. lies im Zitat: "him" statt "he".

So ist man von der Kuriositätenschau der alten Cultur- und Sittengeschichte nicht allzuweit entfernt, die hier freilich mit in manchen Mediävistenkreisen besonders geschätzten AutorInnen aus dem postmodernen Umfeld garniert erscheint. Was dagegen in der traditionellen Cultur- und Sittengeschichte unmöglich gewesen wäre, ist die implizit wie explizit das Buch durchziehende positive Konnotation von Homosexualität. Es dürfte wohl Leser geben, die lieber mehr über mittelalterliche Sichtweisen erfahren würden, statt über den Verfasser. Er erklärt zwar tröstlicherweise, "My point is not to force medieval illuminators, monks, mystics and religious poets to ‚come out‘ gaily from their homo-devotional prayer closets; nor do I want medieval texts and images simply to stand in for my own queer tendencies and desires..." (S. 193), doch das entspricht nicht wirklich dem, was der vor-

liegende Band seinen Lesern vermitteln will.

Peter Dinzelbacher

Franco Morenzoni, *Le Prédicateur et L'Inquisiteur: les Tribulations de Baptiste de Mantoue à Genève en 1430* (Collection d'Histoire et d'Archéologie Médiévales 19), Presses universitaires de Lyon, Lyon 2007, 230 pp.

Franco Morenzoni and Isabelle Jeger have collaborated to produce an interesting and useful text centring on a relatively minor set of events. Focussed on documents generated by an inquest into the orthodoxy of Baptiste of Mantua, OSB, Morenzoni's account claims to serve as a *speculum* on a host of issues contemporary to the scandal: the end of the Schism, rivalries between the religious orders, and the relationship of various authorities to the execution of the inquisitorial process (pp. 6-7).

The text consists of three sections. Morenzoni begins with a presentation which contextualizes and summarizes the events. This is followed by a brief dossier of the documents associated with the affair, and the book concludes with a transcription of the Latin text accompanied by Jeger's French translation.

Morenzoni's main sources dealt with accusations of heresy levied against Baptiste of Mantua, a Benedictine preacher, during a circuit through the Genevan portion of the Savoyard realms in 1430. Although he had a number of lay partisans and seems to have been a popular preacher amongst all ranks of

society, his case serves as a grim reminder of the processes unleashed by the summoning of an inquisitorial hearing. The preacher and the inquisitor of this case both benefited from their association with notable figures of late medieval reform, and the cult of personality usually associated with the religious orders played a significant role in several stages of this drama. Baptiste had professed at the reformed house of St. Justin at Padua, and was an early adept of Louis Barbo. He figures prominently and flatteringly in Barbo's well-known correspondence to his monks; among those monks deputized to help reform Benedictine Milanese houses, he was the only one specifically named by Barbo. (13) He developed a strong reputation as a preacher, but he was fated to cross paths with Rafael of Cardona, the Dominican acolyte of another famous fifteenth century reforming preacher, Vincent Ferrer.

In June of 1430 Cardona verbally attacked Baptiste during one of the latter's public sermons, asking the crowd why they allowed him to preach in such a manner. This display was followed by several efforts at reconciliation between the two men, but the end result was that Cardona summoned an inquisitor to investigate Baptiste's orthodoxy. For Morenzoni, the process and evolution of the inquisition gives the episode its significance. The exact motivations behind Cardona's attack remain unclear. Events following the incident can be reconstructed only hazily, but are disturbing in their general outline. The bishop of Geneva brought the men together and deposed Baptiste and several notables of

the city about the event. At this stage Cardona seems to have admitted that Baptiste had said nothing contrary to doctrine. This was not the end of the affair, though, as a second meeting took place in the presence of the Dominican Provincial Minister of France, during which Rafael levied more accusations against the Benedictine. Baptiste demanded formal, written charges which he might address, but even at episcopal request Rafael refused. (45) Amadeo VIII took the opportunity to arbitrate, demanding a public reconciliation between the two. Rafael submitted to the display, but summoned an inquisitor shortly thereafter.

Cardona seem to have cast a broad net in his efforts to censure Baptiste and several of the witnesses eventually summoned would also claim that Cardona's attack seems to have been motivated by malevolence or mean-spiritedness. Nonetheless one gathers that the career of the medieval preacher was fraught with conflicts of this sort, and Mantua himself was not unaccustomed to being attacked for his preaching. He had been censured and kept under house watch at Padua in 1421, and had been attacked by the Augustinian Andrea Biglia as being exemplary of those preachers who appealed to emotion rather than expounding true doctrine to their audiences. (19-20) Cardona's refusal to draft explicit grievances makes it difficult to know exactly what Baptiste was accused of, but Morenzoni has worked backwards from Baptiste's statement and the testimony of summoned witnesses to hazard a guess. The general ploy on Cardona's part was to

link Baptiste with forms of heresy associated with the Trinity, the Virgin Mary, and the Resurrection, and to lump the accused with various heretical groups by verbal association. On this last effort even the official inquisitor (also a Dominican) seems to have been unclear about the exact distinctions between certain groups, further underscoring the questionable motivations behind the process. (56) For all of the information generated by the inquisitorial process, we have only an oblique reference from an unrelated document which leads us to believe that Baptiste was actually convicted on the charges. The contemporary documents which refer to Baptiste in this way do not specifically link his guilt to the process, referring only to him as "brother Baptiste, who had been condemned at Geneva." Morenzoni's reference was itself drawn from an older collection of Louis Binz, and since the shelf marks on the document in question seem to have changed, it is impossible (or rather, exceedingly difficult) to get back at the original. (82, note 35) Archival researchers will sympathize all too easily with Morenzoni's inability to get at this final, crucial piece of evidence, for such seems frequently to be the case with such affairs. As in many inquisitions, guilt or innocence is almost beside the point.

Its well-known and often-repeated faults aside, the inquisition did establish a form of regularized process whereby evidence could be vetted and analysed in an agreed-upon fashion, and it was on procedural grounds that Baptiste's advocate tried to mount a defence. Although this effort failed, the Dominican in-

quisitor who led the case actually would see one of his later inquisitions scuttled on similar charges of lack of respect for the inquisitorial process. (77)

The fissures in Genevan society which Morenzoni believes are highlighted by this episode are the standard tensions one sees in traditional interpretations of late medieval society and government. We have the traditional rivalry amongst the orders. The accusations and the execution of the inquest were lodged and handled by the Dominicans, while Baptiste was attacked in the church of the Franciscans, with whom he lodged during his stay in Geneva. The bishop of Geneva and Amadeo VIII of Savoy both intervened out of a desire to show that they might broker peace effectively within the community, as they had been engaged in an ongoing struggle over rights and privileges in Geneva. For this reason Morenzoni is at pains to show the popularity and renown of Baptiste. Although he does so repeatedly enough to become slightly tedious, his method has a point. Only a case involving someone of standing and repute would have attracted the attention of the whole community, thus forcing the bishop and the duke to use the case as a means of expressing their effective claims to power in the city.

Scholars interested in late medieval preaching will likely find this volume of less use than the title leads them to believe. None of Baptiste's sermons have survived, and the contents of the Geneva sermons are known only through the testimony of witnesses deposed in the case. Morenzoni does use details of the case to posit a few useful broad sugges-

tions. Given the possibility that Baptiste might have preached in Latin and romance tongues, Morenzoni recommends that we should renounce the idea of complete ignorance of Latin on the part of the lay community. (34) By showing how local notables offered testimony in support of Baptiste, he also hopes to show that they might intervene effectively in the affairs of regular religious. (6) On both issues he is very much in keeping with recent scholarly trends which emphasise the political agency and spiritual vitality of lay communities at the 'end of the Middle Ages.' These merits notwithstanding, the utility of his work lies elsewhere.

Although we have no shortage of works on the inquisition itself, much of that material has been driven by the modern scholarly desire to see the institution as one manifestation of regular religious efforts to control and dominate other strata of society. In an intellectual community obsessed with alterity, we can all too easily forget that this machinery was used within the church as well. One of the last great areas of potential research rests in the investigation of how the church dealt with accusations of heresy within its own ranks of the regular religious. Beyond the well-known case of the Templars (and the equally important case of the Franciscans burned at Marseille in 1318), scholars have actually spent very little time considering such issues. The inquisitorial process could be twisted and abused when applied against the clergy. Strangely, while the trend of some recent scholarship has been to show the strategies employed by laymen to con-

found inquisitions, Baptiste seems to have been relatively powerless against the forces at work in Geneva. At the very least, the existing documentation does not much allow Morenzoni to describe these matters for us.

Scholars of late medieval reform will find the work useful, as will anyone interested in the general topic of the inquisition in all its facets. Although the inquisitorial process was largely administered under episcopal auspices in other regions, like Lausanne, in this case the bishop seems to have had very little grip on the proceedings. Morenzoni and Jeger have prepared a document which they believed would best serve a readership by making the original documents accessible, (95) a task for which there are fewer and fewer rewards in academia these days. The testimony of summoned witnesses, including regular religious and an assortment of laymen, varies in detail, but has snippets of information about Baptiste's ideas on Jews, merchants, and a host of other issues in which many medievalists are interested.

Morenzoni's prefatory section is extremely useful. His excursions often become stories in themselves, although on one occasion this distracts his reader from the general narrative of Baptiste's story. The account of Amadeo's designs on Geneva is necessary, but might have been shortened and supplemented with some information on his other dealings with the religious orders; we are well aware that he was willing to intervene in a numbers of jurisdictions in the name of enlarging the scope of his authority, as he did in the Baptiste case. The inclusion of the documents also means that the

work serves some purpose in showing undergraduates and graduates how historical narrative can be reconstructed from an archival base. Medievalists are fortunate that a number of European presses, like the Presses Universitaires de Lyon and Unipress, are willing to publish these sorts of hybrid works which integrate substantial portions of primary material without necessarily demanding critical or diplomatic editions.

*Mark Dupuy · Post Doctoral Scholar ·
Edith Cowan University · School of
International, Cultural, and Community
Studies · 2 Bradford St · Mount
Lawley WA 6050 · Australia*

Eva Schlotheuber, Klostereintritt und Bildung. Die Lebenswelt der Nonnen im späten Mittelalter. Mit einer Edition des 'Konventstagebuchs' einer Zisterzienserin von Heilig-Kreuz bei Braunschweig (1484-1507) (Spätmittelalter und Reformation. Neue Reihe 24), Mohr Siebeck, Tübingen 2004, IX, 612 S. mit 9 s/w Abb.

Diese umfangreiche und präzise gearbeitete Habilitationsschrift (München 2002) eröffnet neue Perspektiven in die Welt eines spätmittelalterlichen Frauenkonvents, der zwar nicht dem Zisterzienserkloster inkorporiert war, aber unter dem Einfluß des nahe gelegenen Männerklosters Riddagshausen SOC stand.

Drei übersichtliche Themenblöcke ergeben das Buch. Der erste ist gewidmet der Geschichte des Kreuzklosters von der Gründungs um 1230 (legendarische Überlieferung mit Sühnethema) bis zur Reformation 1532. Die Beschickung

erfolgte primär aus dem städtischen Niederadel und der bürgerlichen Oberschicht. Der Klosterreform durch die Observanten im 15. Jahrhundert wideretzten die Schwestern sich wie ähnlich in so vielen anderen Konventen, wobei wirtschaftliche Interessen im Hintergrund standen. Auch von militärischen Auseinandersetzungen blieb Heilig-Kreuz nicht verschont, ebenfalls keineswegs ungewöhnlich.

Ausführlich geht die Verfasserin sodann auf die Oblation ein, d.h. die für die Kinder bindende und lebenslängliche Übergabe ins Kloster, die auch in diesem Fall für beständigen Nachwuchs sorgte. "Das Opfer der Kinder" ist inzwischen von der Forschung gut aufgearbeitet, freilich für die Entstehungs- und Blütezeit des 6. bis 12. Jahrhunderts (die daher weniger breit hätte geschildert werden können), kaum dagegen für das ausgehende Mittelalter. Hier zeigt sich deutlich der genusspezifische Unterschied: Während Knaben auch bei den Benediktinern im Spätmittelalter i.d.R. bei "Erreichen der Vernunft" vor der Profeß eine Entscheidung treffen und den Konvent verlassen konnten, war dies den Mädchen, ungeachtet mancher in den normgebenden Quellen vorkommenden Gegenbestimmung, in der Praxis unmöglich. Es ist bekannt, daß dies speziell in den romanischen Ländern bis ins 19. Jahrhundert so blieb. Schlotheuber kann mit Hilfe gedruckter und ungedruckter Quellen die Aufnahme in ein norddeutsches Frauenkloster zisterziensischer Couleur sehr genau rekonstruieren, bis in die Details der Liturgie, der Kleidung, des theologischen Verständnisses (typologische Analogie zur Prae-

sentatio Mariae)... Besonderes Interesse gilt auch dem Bildungsstand, der in der Klosterschule zu erwerben war (die übrigens keine Laien zeitweise aufnahm). Es ist zumindest für Heilig-Kreuz deutlich, daß hier Lateinkenntnisse dazugehörten.

Der dritte Teil (S. 313 ff.) besteht aus der Edition eines bislang ungedruckten Konventstagebuchs einer nicht weiter bekannten Chorschwester für die Jahre von 1484 bis 1507. Ein Sachkommentar ist beigegeben, in dem die mittelniederdeutschen Einsprengsel übersetzt werden, auch die Angaben mit anderen Quellen, speziell dem Rechnungsbuch des Klosters, korreliert werden. Leider ist dieser Text weder durch ein Sachregister noch Abschnittszusammenfassungen in margine erschlossen, auch gibt es kein Wortregister. Ersteres wäre hilfreich gewesen, denn neben (für heutige, nicht monastische Leser) ermüdenden Wiederholungen über die jeweiligen Liturgica oder die neu aufgenommenen Novizinnen u. dgl. findet man auch viel Interessante zum inneren Leben des Konvents, zu der Situation in Kriegzeiten, zum Verhältnis zur Geistlichkeit und der Stadt u.a.m. Die Verfasserin interessieren neben den religiösen und klostergesellschaftlichen Ereignissen besonders prognostische Himmelserscheinungen, die sie aber nicht deuten kann, wogegen unerwarteter Weise die sonst in vielen ähnlichen Aufzeichnungen recht deutliche Manifestationen von Teufelsfurcht oder Geisterglauben praktisch fehlen (trotz "horrores nocturnos"

S. 347). Es lohnt sich, vergleichend in dem alten, aber ausgezeichneten Werk von Johannes Bühler über das Klosterleben im Mittelalter (hier nicht herangezogen) zu blättern. Ein Glossar wäre v.a. deshalb wünschenswert gewesen, da die Latinität der unbekanntenen Schwester sehr krude ist. Die üblichen grammatischen Fehler und die vom Niederdeutschen bestimmte Satzstruktur machen keine Schwierigkeiten, aber die eigenwillige Graphie und einige anscheinend sonst nicht belegte Neologismen. Hier wäre noch eine Studie aus mittellateinischer Sicht erforderlich.

Die Publikation schließt mit einer Liste der Konventsmitglieder und einem Namenindex. Sie ist sorgfältig gearbeitet (auch wenn Seuse [S. 609] nicht Thomas sondern Heinrich hieß) und stellt einen willkommenen Baustein v.a. zur Geschichte der Lebensformen und des Alltagsablaufs im klösterlichen Bereich Norddeutschlands vor der Reformation dar, wobei auch die Ereignisgeschichte im Braunschweiger Raum, die wirtschaftliche Bedeutung des Klosters und die Sozialgeschichte der Konventsmitglieder erhellt werden. Der Text ließe sich aber weiter genderspezifisch auswerten, nämlich hinsichtlich der institutionellen und persönlichen Verhältnisse zwischen den Klosterfrauen (namentlich ihrer Leitung) und der sie betreuenden Priesterschaft sowie der einflußreichen Adeligen und Bürger in Stadt und Umland.

Peter Dinzelbacher

Andreas Tacke (ed.), "Ich armer sündiger mensch": Heiligen- und Reliquienkult am Übergang zum konfessionellen Zeitalter (Schriftenreihe der Stiftung Moritzburg, Kunstmuseum des Landes Sachsen-Anhalt, 2), Wallstein Verlag, Göttingen 2006, 542 pp., b/w ill.

'I, poor sinner' were the first words of the confession that would enable the penitent to acquire an indulgence. The book carrying this title contains the proceedings of the second Moritzburg-Tagung, held from the eighth to the tenth of October 2004 in the German city of Halle (Saale). Halle not only hosted the conference but simultaneously constituted one of its main subjects. Most of the articles in this volume focus on the sixteenth-century events that took place there and in the nearby city of Wittenberg, both located close to Leipzig. The first Moritzburg-Tagung focused on archbishop Ernst of Wettin and cardinal Albrecht of Brandenburg (1490-1545). In the volume under review, Albrecht again holds the limelight, as many of the articles focus on his extensive collection of relics as well as those of Frederick III the Wise (1463-1525), Elector of Saxony. Because of the relatively narrow focus, the fifteen articles that make up this book interlink as closely as is reasonably possible. With a little good will, they can be read as chapters in a monograph focusing on the religious sphere in and around Halle between 1520 and 1540. The subject's main interest lies in the fact that within this limited geographical area and short period of time, people's views on religion, saints

and relics changed drastically under the influence of Luther's 95 theses.

The first two essays treat the phenomenon of (princely) relic collections. Most of these collections were gifts from the prince to a church that could later function as his burying place. Carola Fey notes that the sources describing these relics often appear in the form of an inventory and only state the material worth of the objects. This can obscure the fact that individual relics could have great importance to the prince and that collections as a whole had multifaceted integrative functions for both administrative and liturgical purposes. Philippe Cordez investigates the books or pamphlets that catalogue such collections, called 'Heiltumsbücher' or 'Heiltumsblätter'. They combined representations of the individual relics with short descriptions and could have had various functions. The leaflets may have been hung in a church as propaganda; manuscripts usually exhibited a strong link between their contents and patron, whereas the printed inventories were meant for a broader audience. Cordez provides a short catalogue of the 29 extant documents and relates the evolution in their structure to the development of the public display of relics, another overarching theme in the volume. A lively excursion by Johannes Tripps then highlights a peculiar aspect of the veneration of relics. Apparently, crocodiles were often used as 'dragons' in religious celebrations that derived from the legend of St-George and the dragon. These celebrations took the form of a procession in which the head or the entire skin

of a crocodile, taken to be a 'lintwurm' or dragon, was carried around and/or defeated. Lacking a real dragon, it was also acceptable to create one using wood and linen. The attributes used for these and similar mock-ups were often celebrated as relics.

Returning to collections of relics and their catalogues, the following articles all investigate leading members of society and their attitudes towards relics. Christoph Volkmar describes how George the Bearded (1471-1539), duke of Saxony, was closely associated with the foundation of the city of Annaberg. As the relics of St.-Anna and others were the focal point for the urban identity of the city's new inhabitants, Duke George made sure to enhance the cult wherever he could. Simultaneously, his personal convictions were more about sobriety and inner belief, causing him to maintain a certain distance regarding the relics on a personal level, thereby separating the 'state religion' from his own beliefs. The difference with Degenhart Pfeffinger (1471-1519), the protagonist of Enno Bünze's article, could hardly be more striking. As advisor of Frederick the Wise, this thoroughly catholic man collected about four hundred relics. A catalogue of his collection (another 'Heiltumsbuch') was made for the purpose of being able to venerate the relics without having to be physically close to them. Of course, Degenhart's collection was modest compared to that of his employer, Frederick III the Wise. Stefan Laube notes the hybrid nature of this larger collection, which exhibited a tension between the relic as an object of salvation on the one hand and the reli-

quary as a work of art on the other. The way in which Frederick arranged his collection shows a foretaste of the early modern museums that would arise shortly after Frederick's passing, as he started to subdivide objects into 'naturalia', 'artificialia' and 'antiquitates'. In this way, the medium slowly started to become the message.

The 'Wittenberger Heiltumsbuch' that describes Frederick's collection is analyzed by Sabine Heiser, who notes that this manuscript was based on an older book that catalogued a Vienna collection of relics but was consciously given a more striking lay-out. Heiser describes the catalogue as a hybrid object, much like the relic collection itself. It was simultaneously a status-oriented exhibition catalogue, an object meant to enhance the reader's piety and a collector's item that acquired the status of a relic itself. The last and arguably most important patron discussed in this volume then arrives on stage in the person of cardinal Albrecht of Brandenburg. Livia Cárdenas describes how Frederick's 'Wittenberger Heiltumsbuch' in turn became the basis of a 'Heiltumsbuch' from Halle, describing Albrecht's relic collection that was kept there. Comparing Frederick's and Albrecht's books, it is obvious that Albrecht used his catalogue to a greater extent for personal propaganda, emphasizing the relics that were of special import to his family. He also included a couple of portraits in the codex and took care to stress his relations with the pope, the church and the emperor through clever use of the saints and weapons that were associated with them.

'Ich armer sundiger mensch' subsequently switches from analyzing the relics and their catalogues to their actual veneration. Nine Miedema is the first to really add Luther to the equation in describing how his opposition to indulgences may have been the main cause in preventing Albrecht from putting it about that a pilgrimage to his new cathedral chapter in Halle could serve as a substitute for a pilgrimage to Rome, a privilege that was granted him by the pope. Matthias Hamann discusses the well-established veneration of St.-Mauritius in Halle and Christof Diedrichs subsequently considers the performative aspect of the public display of relics in Halle by comparing them to those in Nürnberg. He emphasizes the importance of great crowds combined with a huge amount of relics (In 1521, no less than 8.133 relics were put on display) that impressed the audience both by the richness of the reliquaries and by virtue of their sacral qualities. Through the dynamics between relics and public and the embedment in traditional liturgical rituals, the audience did not just watch Albrecht's and the churches power being displayed, but actually experienced it. Volker Schier builds on these conclusions by adding the chiming of belles, the use of liturgical and other chants and the (but rarely documented) reaction of the audience to the experience. He emphasizes the importance of orally explaining the relics on display to the audience. As reliquaries often did not give any clues to the form and power of the remains inside, it was essential that the various objects were explained to the audience.

Kerstin Merkel treats the veneration of St. Margareth, one of Ursula's companions and Albrecht's favourite saint. Remarkably, Albrecht's girlfriend was also called Margareth, causing Luther to gibe that 'he keeps his whores in tombs, and keeps them as relics' ('Hab ichs doch auch nicht erdicht, daâ er seine Huren lâât in Sargen, als Heiligthum', p. 408). In an 83-page long article, Hanns Hubach then argues that a panel from the hand of Matthias Grünewald, showing the lamentation of Christ, should be analyzed within the context of the Chapel of the Holy Tomb in the cathedral of Aschaffenburg. Albrecht again enters into it all as he managed to attach his name to this Chapel and thereby secured his personal legacy in Aschaffenburg. The volume ends with an interesting analysis of Luther's opinion of saints and relics. Hartmut Kühne argues that Luther had no quarrel with saints as such, but mainly with the conviction that communication and interaction between the living and the death was at all possible. Saints could be venerated, but only as people who lived exemplarily lives. As a result, there are no systematic diatribes against saints or cult places in his published works, possibly because he did not want to draw attention to them.

'Ich armer sundiger mensch' is a very polished book and the strong art historical aspects to many of the articles are accompanied by many (black and white) illustrations of relics, cult places and protagonists. At the end of the book, summaries of the articles are provided in French and English, as well as short author biographies. Another aid for navigating the material is the careful ar-

rangement of the articles in this book. They start out with a general discussion of relic cults and catalogues and slowly progress into pieces that treat developments in the period between 1520 and 1540, before finally ending in a discussion of Lutheran theology. However, the volume would certainly have benefitted from a more extensive introduction, such as a few introductory remarks about key persons as Albrecht of Brandenburg or Frederick the Wise, or even Martin Luther himself. Similarly, a short explanation of the geographical context would have been useful. This would, for example, have provided an answer to the question to what extent the situation in Halle and around Albrecht and Frederick was unique – a question that is never really answered. I would also like to have encountered the clergy and general population of Halle and the other cities under discussion a little more. The one or two articles on the performative aspects of the exhibitions of relics cannot obscure the fact that this volume centres, in essence, on leading members of society and the ways in which they could use relics for their own purposes. The receptiveness of the public to the exhibition of relics, or changes therein in the course of the Luther's rising popularity, is never treated.

'Dem geneigten Leser', Tacke states in the beginning of his volume, 'kann nach Beendigung der Lektüre dieses Tagungsbandes leider kein Abblâ in Aussicht gestellt werden.' Contrary to what the book's title would make one expect, indulgences are not even the principal subject of the volume. As a detailed overview of the relic-related

policies of leaders in Middle Germany's early sixteenth century, 'Ich armer sundiger mensch' is an instructive and enjoyable read that will benefit specialists and the general public alike.

*Dr. Tjamke Snijders · Ghent University ·
Department of Medieval History ·
Blandijnberg 2 · B-9000 Ghent
tjamke.snijders@ugent.be*

Thomas Sören Hoffmann, Philosophie in Italien. Eine Einführung in 20 Porträts, marixverlag, Wiesbaden 2007, 400 S.

Non posso, nello spazio di una recensione, dare un quadro completo del volume di Hoffmann e ricostruire in modo esaustivo un ricco percorso storico-filosofico che si estende, con omissioni dichiarate, dal neoplatonismo fiorentino sino a Emanuele Severino, passando per l'aristotelismo padovano, l'umanesimo politico e il pensiero storico di Vico. Ho ritenuto fosse troppo facile, oltre che pedante e, in fin dei conti, sterile, andare a caccia di mancanze e imprecisioni, o lasciarsi bloccare, prima di iniziare a leggere, dalle cesure dell'indice, rimuginando sul vuoto che si apre, ad esempio, tra il pensatore napoletano e quello bresciano. E ho considerato fosse segno di mero autocompiacimento (e io non ne avrei, per altro, i titoli) soffermarsi sulla presunta mancanza d'interesse, in Germania, per la filosofia italiana, denunciata dall'autore nella premessa (p. 9). Ho tentato, allora, di farmi guidare nella lettura e, poi, nella rilettura, dal sottotitolo: *Eine Einführung in 20 Porträts* (Una introduzione in 20 ritratti), traendo

alcune osservazioni, tutte da approfondire.

Anzitutto, non si tratta di una storia della filosofia *tradizionale*, che, per così dire, *non facit saltus*, regolata dal ritmo ternario e lineare dello schema *antichità-medioevo-età moderna*, tradizionalmente attribuito a Christoph Cellarius (p. 21) e messo in gioco, nel primo ventennio del Novecento, da Oswald Spengler, fra gli altri.

Punto nodale, storico e, al tempo stesso, concettuale, del libro, è l'epoca *umanistica* e, fatte le debite differenze, *rinascimentale* (*Italiens eigenste Denkepoche*: titolo dell'ultimo paragrafo dell'introduzione, pp. 21-31) e l'impulso (*Impuls*) che ne attraverserebbe le differenti fasi, la tendenza, cioè, ad un «pensiero estetico» (*ästhetisches Denken*), espresso in immagini e simboli, più che in concetti (p. 26). Un pensiero – come scrive S. Otto (citato a p. 203) – che osserva e penetra non il mondo delle cose «esistenti» (*seienden*), ma di quelle «venute alla parola» (*zu Wort gekommenen*). Non sarebbe, allora, un caso, che il concetto di *rinascita delle arti* e quello di *Rinascimento* ricorrano, per la prima volta, nelle *Vite de' più eccellenti pittori, scultori e architetti* (1550ss.) di Giorgio Vasari. Ecco il *Leitfaden*, il filo conduttore, della *galleria*, biografica e filosofica, allestita da Hoffmann, che accoglie l'eredità di Burckhardt – la scoperta e l'accentuazione dell'*individuo* all'inizio della modernità – e di Nietzsche – l'eccentricità della cultura rinascimentale rispetto alla «*schwache Zeit*» di «*wir Modernen*» (pp. 25-26). Hoffmann recepisce e rinnova, è il caso di dire, tale lascito, non limitandosi alle espressioni

strettamente artistiche (Brunelleschi, Alberti, Donatello, Piero della Francesca) ma accentuando l'originalità di alcune individualità filosofiche (partecipi di una stessa costellazione, anche se non tutti italiani), certo, studiate rigorosamente da numerosi specialisti, ma spesso ignote al grande pubblico (non solo Cusano, Marsilio Ficino o Pico della Mirandola, ma anche i meno conosciuti Pletone, Bessarione, Achillini, Zabarella...). Interessante, al riguardo, mi pare la descrizione del pensiero italiano, sin dai tempi della *Magna Grecia*, come una *Rezeptionskultur*, che, tuttavia, proprio per il suo orientamento *prospettico* ai *tempi passati* (una sorta di *pittura filosofica*), segnerebbe l'imporsi di fondamentali problemi teoretico-conoscitivi (p. 30) e, dunque, il formarsi dell'autocoscienza moderna (p. 22).

Ancora qualche parola, prima di concludere. Se è vera la sua collocazione al centro del cosmo storico-naturale rinascimentale e non solo, l'individuo sarebbe, tuttavia, iscritto in una costitutiva *Zweiteit* (p. 18, 28). Hoffmann sottolinea, ad esempio, la tensione, presente nel pensiero di Giordano Bruno, tra l'autonomia dell'individuo stesso e il suo naufragare nell'infinito, là dove assume una importanza centrale il nuovo interesse per la *natura*, considerata *iuxta propria principia* (pp. 261-339).

Inoltre, la cultura della ricezione (e della rielaborazione), a partire dagli *studia humanitatis*, spesso connessi con la prassi politico-diplomatica (Petrarca, Salutati, Valla, Filelfo, Machiavelli, Speroni..., pp. 201-258), può essere considerata – secondo Hoffmann – come antenata dell'ermeneutica storica, fon-

data sul valore accordato alla filologia in relazione alla filosofia (Vico, pp. 351-367), e, più in generale, come prodromo della moderna *Sprachphilosophie* (Hammann, Wilhelm von Humboldt..., p. 258).

Il libro si chiude con un capitolo dedicato a Emanuele Severino: mi limito solo a osservare che la scelta, se capisco bene, è dettata dall'*inattualità* del filosofo nostro contemporaneo, autore, com'è noto, fra numerosi altri scritti, di un articolo, intitolato *Ritornare a Parmenide* (1964), che ne determinò la rottura con la Chiesa cattolica.

Ma lascio al lettore ogni ulteriore commento e, soprattutto, il piacere della visita.

Prof. Fortunato Maria Cacciatore · Via
Leopoldo Cassese, n° 12 ·
I-84122 Salerno ·
fortunatomaria.cacciatore@gmail.com

Dominik Perler, Theorien der Intentionalität im Mittelalter (Klostermann Seminar 3), Vittorio Klostermann, Frankfurt 2. Aufl. 2004, XXI, 436 S.

Auf Grund seiner zahlreichen Arbeiten über metaphysische und erkenntnistheoretische Fragen der mittelalterlichen Philosophie ist Dominik Perler den Mediävisten schon gut bekannt; über die Intentionalitätsproblematik hat er bereits verschiedene Werke geschrieben. Zuerst veröffentlichte er eine Sammlung von Aufsätzen in englischer Sprache: *Ancient and Medieval Theories of Intentionality*, Leiden 2001, später eine deutsche Fassung mit dem Titel *Theorien der Intentionalität im Mittelalter*, Frankfurt, 2002, und schliesslich eine kürzere fran-

zösische Version mit leichten Änderungen: *Théories de l'intentionnalité au moyen âge*, Paris, 2003, welche die Vorträge wiedergibt, die Perler 2002 in Paris gehalten hat. Das hier rezensierte Buch, das die zweite Ausgabe von *Theorien der Intentionalität im Mittelalter* bildet, gliedert sich in eine Einleitung, fünf Teile und einen Schluss.

Zuerst erörtert Perler in der Einleitung die Ausgangspunkte der mittelalterlichen Diskussionen über die Intentionalität im 13. und 14. Jahrhundert. Dafür zieht er einige Texte der Antike (Aristoteles) und Spätantike (Augustinus) in Betracht, die die Debatten im Mittelalter geprägt haben. So analysiert er u. a.: 1) DE ANIMA II (424a 17-21), wo Aristoteles auf die Wahrnehmung als aufnahmefähig für die wahrnehmbaren Formen ohne Materie hinweist; es handelt sich um einen Text, der sowohl im Mittelalter wie auch in der Moderne zahlreiche Diskussionen über den materiellen oder immateriellen Charakter des Wahrnehmungsprozesses eröffnet hat; 2) DE ANIMA III (429a 17-18), wo Aristoteles der *anima intellectiva* die Denkkakte zuschreibt; dieser Text wirft die Frage auf, warum das Denken ein Denken *an etwas* ist; 3) DE INTERPRETATIONE I (16a 3-8), wo die Wörter als sprachliche Zeichen der *passiones animae* betrachtet werden; dieser Text deutet ein Verhältnis der semantischen Dimension der Sprache zu ihrer Intentionalität an. 4) Schliesslich sind für Perler auch DE MAGISTRO, DE DOCTRINA CHRISTIANA und die QUAESTIO DE IDEIS des Augustinus wichtig. Perler interessiert sich vor allem für die QUAESTIO DE IDEIS, und

zwar deswegen, weil in diesem Text die Frage nach dem Status der göttlichen Ideen im göttlichen Intellekt gestellt wird. Die Einleitung endet mit der Erörterung einiger methodischen Vorbemerkungen, die die zeitliche Abgrenzung der Untersuchung, die Auswahl der Materialien und den Gebrauch der Terminologie betreffen.

Im I. Teil konzentriert sich Perler auf das Modell der *formalen Identität* von Erkennendem und Gegenstand, dessen Vertreter Thomas von Aquin ist. Formale Identität bedeutet, dass der Intellekt die Form des Gegenstandes so aufnimmt, dass die Form des Gegenstandes nur immateriell im Intellekt des Erkennenden existiert. So lautet bei Thomas das kognitive Kriterium: Es gibt Erkenntnis nur dann, wenn das Erkennende "[...] imstande ist, die Form einer Entität ohne Materie mit intentionalem Sein aufzunehmen" (S. 31 und 33). Die Intentionalitätstheorie beruht bei Thomas auf der Identität von Erkennendem und Gegenstand. Für ihn kann sich nur das Erkennende "[...] kognitiv auf etwas beziehen, wenn [sein] Intellekt sich dem Gegenstand angleicht" (S. 31). Für das Modell der *formalen Identität* ist die Lösung der Frage nach der Intentionalität die Voraussetzung für die Lösung des Erkenntnisproblems. Die Intentionalität zeigt sich in den Wahrnehmungs-, Vorstellungs- und Intellektsakten, die Thomas durch die *species*-Theorie erklärt.

Diese vermittelte Intentionalität der thomasischen *species*-Theorie wurde von Petrus Johannes Olivi und Dietrich von Freiberg kritisiert. Das ist das Thema des II. Teils. Zuerst beschäftigt sich

Perler mit Olivi, der gegen Thomas das *Konstitutionsmodell* bzw. die Theorie der unvermittelten Intentionalität entworfen hat. Dieses Modell gliedert sich hauptsächlich in zwei Thesen: Die erste behauptet den unvermittelten Charakter des intentionalen Aktes, die zweite behauptet die aktive Rolle des Intellekts. Während die mittelalterliche Tradition dazu neigte, die Akte des Intellekts als eine nur *passive* bzw. *rezeptive* Aufnahme der *forma intelligibilis* zu verstehen, besteht Olivi auf der aktiven Rolle des Intellekts und auf seiner Fähigkeit, seine Aufmerksamkeit auf den Gegenstand zu richten. Olivi übt zwei Kritiken an der *species*-Theorie. Zunächst kritisiert er sie bezüglich der Wahrnehmung (d. h. der sogenannten *species in medio*); in diesem Fall weist seine Kritik darauf hin, erstens, dass die *species* für sich unfähig sind, das Phänomen der Erkenntnis befriedigend zu erklären, zweitens, dass die Vervielfältigung der *species in medio* eine Fülle Vermittlungen mit sich bringt, die die Erkenntnis in ein nur innerliches bzw. subjektives Phänomen verwandeln. Ausserdem kritisiert er die *species*-Theorie bezüglich der *intellectio* (*species intelligibiles*); in diesem Fall, da sich die *species* als ein "veil of ideas" ins Mittel zwischen dem intellektuellen Vermögen und dem Gegenstand legt, erschwere sie die Erkenntnis, statt sie zu ermöglichen. Die Charakterisierung der Intentionalität als eine "virtuelle Präsenz" des Intellekts beim intendierten Gegenstand zeigt – so Perler –, dass für Olivi die Intentionalität ein primäres Phänomen bildet, das sich nicht auf einfachere Phänomene zurückführen lässt. Die Position Olivis kann dadurch cha-

rakterisiert werden, dass sie eine Antwort auf die heutigen 'Naturalisierungen' der Intentionalität bildet, die diese auf ein biologisches bzw. neurologisches Phänomen zu reduzieren versuchen. Insofern nimmt er Abstand von seinen Zeitgenossen. Was nun den deutschen Dominikaner Dietrich von Freiberg betrifft, besteht dieser wie Olivi auch auf der aktiven Rolle des Intellekts, dazu unterscheidet er noch zwischen drei verschiedenen *cognitiones*: *sensitiva*, *rationalis* und *intellectualis*. Letztere ist von der *sensitiva* und der *rationalis* nicht nur verschieden, sondern auch höher als sie; deswegen kann sich die *cognitio intellectualis* auf "das einfache Wesen" eines Gegenstandes beziehen; durch sie kann dieses einfache Wesen erkannt werden. Diese dritte Ebene bildet die Dimension des menschlichen Intellekts, die den Gegenständen ihre kategoriale Struktur zuschreibt. Solch eine kategoriale Struktur bzw. Konstitution der Gegenstände ergibt sich nicht aus der Natur selbst, sondern sie wird vom Intellekt verursacht. Dietrich trennt sich in drei Hinsichten von Thomas von Aquin: Er behauptet, erstens, dass der Intellekt immer *aktuell* tätig ist, zweitens, dass der Intellekt *allein* und *für sich selbst*, d. h. nicht durch Vermittlung der Sinne die materiellen Gegenstände erkennt, und drittens, dass er eine aktive und kausale Rolle bei der Bestimmung der Konstitution der kategorialen Struktur von den Gegenständen spielt. Obwohl Kurt Flasch in dieser Konstitution eine kopernikanische Wende des Mittelalters gesehen hat, trennt sich Perler von dieser Auslegung. Dietrich habe nicht beabsichtigt, die mittelalterliche Tradition abzubrechen, son-

dern er versuche, Aristotelismus und Neuplatonismus miteinander zu verbinden: er "[...] maximiert zwar die Leistungen des Intellekts, minimiert aber gleichzeitig die Leistungen der übrigen kognitiven Vermögen" (S. 177).

Der III. Teil beschäftigt sich mit dem Modell der *intentionalen Objekte*. Das hier behandelte Problem besteht darin, den *ontologischen* Status der Gegenstände des intentionalen Aktes zuerst bei Johannes Duns Scotus und dann bei den frühen Scotisten zu bestimmen. Zusammenfassend behauptet Scotus: "Wer sich kognitiv auf etwas bezieht, richtet sich so primär auf Objekte mit 'intentionalem' oder 'intelligiblem' Sein" (S. 185). Nach Scotus gilt das, was für den göttlichen Intellekt gilt, auch für den menschlichen Intellekt. Deswegen erörtert Scotus das Problem der menschlichen Erkenntnis im theologischen Zusammenhang, d. h. im Zusammenhang mit der Erkenntnis Gottes und mit dem Status der göttlichen Ideen. Im göttlichen Intellekt sind nicht die Wesen aller Gegenstände, sondern die Menge aller Gegenstände mit intelligiblem Sein, die Gott hervorbringt. Folglich ist der Inhalt des menschlichen Intellekts weder ein materieller Gegenstand noch ein blosses Wesen, sondern der ganze Gegenstand, "[...] aber eben nur, insofern ich an ihn denke und insofern er dadurch ein intelligibles Sein hat" (S. 220). So ist zu unterscheiden zwischen: a) den konkreten und materiellen Gegenständen, die den Ausgangspunkt für unser Denken bilden; b) den *species intelligibiles* als Akzidentien der Seele, "[...] denn nur indem wir species bilden, gelingt es uns, an etwas zu denken" (S. 224); c) dem "intentionalen In-

halt" der Seele, d. h. den Gegenständen qua Denkinhalte oder Gegenständen mit "objektivem Sein", auf die sich eine Person bezieht, wenn sie denkt. Dieses dritte Element wirft einige Fragen auf, da Scotus schwankt, dem Letzteren eine intentionale Existenz im menschlichen Intellekt zuzuschreiben und es mit dem Intelligiblen im göttlichen Intellekt in Verbindung zu setzen, was übrigens eine relative Ungewissheit über den ontologischen Status des intentionalen Gegenstandes zeigt. Solch eine Ungewissheit führt Jacobus de Aesculo zur ontologischen Klassifizierung der intentionalen Objekte. Jacobus unterscheidet energisch zwischen der *species intelligibilis* und dem intelligiblen Gegenstand, dessen *esse intentionale* durch eine intentionale Unterscheidung bestimmt werden kann, die verschieden von der *distinctio realis* und der *distinctio secundum rationem* ist. Wilhelm Alnwick seinerseits übt Kritik an der ontologischen Klassifizierung des Jacobus de Aesculo, d. h. er kritisiert die Tatsache, dass Jacobus eine dritte Entität einführt.

Im IV. Teil rekonstruiert Perler die Intentionalitätstheorien von Petrus Aureoli und Hervaeus Natalis. Beide Theorien sind sehr ähnlich mit derjenigen des Scotus, und zwar deswegen, weil beide die Thesen vertreten, erstens, dass es einen Unterschied zwischen dem Gegenstand mit intentionalem Sein und dem Gegenstand mit realem Sein gibt, und zweitens, dass sich der Intellekt primär auf den Gegenstand mit intentionalem Sein bezieht. Trotz dieser Ähnlichkeiten gibt es einen grossen Unterschied zwischen beiden, denn während Duns Scotus sich auf die Akte des Intellekts kon-

zentriert und beabsichtigt, zu erklären, was in diesen Akten unmittelbar präsent ist, versucht Petrus Aureoli hingegen, wegen der Sinnestäuschungen, zwischen einem intentionalen und einem materiellen Gegenstand zu unterscheiden. "Indem Aureoli darauf insistiert – so Perler –, dass in dem intentionalen Akt auch dann etwas präsent sein kann, wenn kein materieller Gegenstand vorhanden ist, verdeutlicht er, dass es ganz entscheidend ist, wie im Akt selbst etwas präsent ist" (S. 315). Deswegen nennt Perler diese Theorie *Modell der intentionalen Präsenz*.

Das letzte Modell analysiert Perler im V. Teil. Er nennt es *Modell der natürlichen Zeichen*. Dieses sei von Wilhelm von Ockham und Adam Wodeham vertreten worden. Mit diesem neuen Modell haben beide versucht, die vorhergehenden zu überwinden. Es seien drei Punkte, die diese Überwindung andeuten. Erstens, weil sie die vermittelnden Entitäten zwischen dem Intellekt und den materiellen Gegenständen zurückweisen; dagegen behaupten sie, dass sich der Intellekt direkt auf Gegenstände bezieht. Zweitens berufen sich Ockham und Wodeham auf ein Kausalmodell, um die Intentionalität der Akte zu erklären; dies bedeutet, dass es eine kausale Verbindung zwischen unseren Akten und den Gegenständen gibt; vor allem Ockham weist die formale Identität von Thomas zurück und insistiert dabei auf der erwähnten Kausalrelation. Drittens betont Ockham den Zeichencharakter der intentionalen Akte. Diese Akte sind sprachliche Zeichen bzw. mentale Termini für die Gegenstände. Das Problem für Ockham liegt hauptsächlich darin,

erstens, wie materielle Gegenstände auf die Sinne einwirken, und zweitens, wie durch diese Einwirkung die intentionale Akte, d.h. die Zeichen, gebildet werden.

Die Entdeckung der Intentionalität bei Brentano und Husserl, d. h. die Tatsache, dass das Bewusstsein immer Bewusstsein "von etwas" ist, hat nicht nur eine neue Philosophierichtung eröffnet, sondern es hat auch in dieser Entdeckung die Phänomenologie ihren Anfang gefunden, woraus seitdem innovative Ansätze und philosophische Diskussionen entstanden sind. Was unser Thema direkt betrifft, ist die Frage nach der Intentionalität in der modernen Philosophie immer mit der Annahme verbunden worden, dass jene Frage schon im Mittelalter ausführlich studiert und behandelt worden ist. Deswegen ist seit Brentano das Intentionalitätsproblem und sein Verhältnis zu den mittelalterlichen Intentionalitätstheorien des 13. und 14. Jahrhunderts immer noch aktuell. Perler hat in diesem Buch die Geschichte des Problems während dieser Periode mit Ausführlichkeit rekonstruiert. Er hat auch das mittelalterliche Problem der Intentionalität in Zusammenhang mit heutigen Debatten studiert. Seine Gründlichkeit bei der Analyse der Texte muss hervorgehoben werden. Es handelt sich um ein Buch, das zu einem Klassiker der Literatur über die Philosophie des Mittelalters werden wird.

*Prof. Dr. Francisco Bertelloni ·
Rioja 2249 · (1636) Olivos · Argentinien*

Chris Given-Wilson, *Chronicles. The Writing of History in Medieval England*, Hambledon Continuum, London

and New York 2004, xxiii, 292 pp., 8 ill.

Whereas others have admirably discussed medieval history from countless perspectives, and others have interpreted individual chronicles and chroniclers, Chris Given-Wilson offers an analysis of what aspects determined medieval chronicles, how the authors approached their topic, what interests they pursued, what concerns they had to take into consideration, and how they conceived of their task under what conditions. In many respects this might also be a book about historical epistemology insofar as the questions raised here pertain to issues such as how the chroniclers tried to find truth and to establish validity in their claims about the past. The author limits himself to medieval English chronicles, but his findings can be convincingly applied to chronicle literature at large since these are such fundamental aspects in all historiography.

In the first chapter Given-Wilson examines how medieval chroniclers searched for trustworthy sources in order to gain a clear and verifiable understanding of the past. Obviously, and this pertains to medieval chroniclers in general, they often voiced doubts and criticism, which was probably most appropriate considering the nature of medieval documents at large and the unreliability of witnesses (written and oral). A major strategy to establish validity was to resort to God, to rely on prophecy, and to refer to divine providence as the ultimate legitimacy of a chronicle. Many chroniclers seriously dealt with portents and tried to read into them God's will, which also applied to miracles and prophecies.

Moreover, dreams were treated with great respect, and no one really dared to disregard their meaningfulness, which would find full confirmation in contemporary vernacular literature (see Albrecht Classen, "Die narrative Funktion des Traumes in mittelhochdeutscher Literatur," *Mediaevistik* 5 (1992): 11-37; id. "Transpositions of Dreams to Reality in Middle High German Narratives," *Shifts and Transpositions in Medieval Narratives. A Festschrift for Dr. Elspeth Kennedy*, ed. Karen Pratt [Woodbridge, Suffolk: D. S. Brewer, 1994], 109-120).

In the third chapter the author examines the function of chronicles to support memory and remembrance both for the individual and the community, hence for the entire country, or the kingdom. This also implied that many times the chroniclers' patrons, kings, dukes, or bishops intervened in the composition of the text, almost in a form of censorship, but also in support of the writing of chronicles by supplying material. Along with this issue, many times chronicles served for genealogical purposes and institutional history, as Given-Wilson discusses in the fourth chapter. In numerous instances individual or dynastic interests intertwined with institutional history, which led to the inclusion of biographical material into the text. A particular type of chronicles dealt with the deeds of warriors, or heroes (fifth chapter).

Most significantly, medieval chronicles reflect a different approach to chronology, normally based on the periodization of the past leading up to the Day of Judgment, and they also indicate the great concern with specific locations,

which the author explores in the following chapter. The treatment of time measurement was a complicated matter, regularly relying on references to specific church days and holidays. In England the question which language to use for a chronicle, Latin, Anglo-Norman, or Anglo-Saxon/Middle English, was of critical importance, particularly with regard to the different scholarly valence of each of them, since Latin enjoyed the highest respect in contrast to the vernaculars (seventh chapter). Moreover, the decision whether to use verse or prose played a major role as well. Given-Wilson also examines how acrostics were inserted for what purpose, before he finally turns to the treatment of English history in the late Middle Ages in light of the wide range of chroniclers' reports and their changing interests and foci. The critical treatment of evil kings, the reflection upon people's uprising, and the report of natural and other disasters strongly characterized this late-medieval genre at large. The growth of the English Parliament found considerable attention, and since then chroniclers increasingly turned to the concerns of the common people. Finally, the author looks into the functionalization of chronicles for propaganda, which happened quite often. He does not find many examples of concrete censorship by kings or governments in England, but most chroniclers applied a form of self-censorship because they were dependent on their patrons.

This study promises to become a major reference work for all studies on the genre of medieval chronicles. Given-Wilson has presented a well-organized,

clearly formulated, and a thoroughly scholarly survey of late-medieval English chronicle writing which will have a model character. Drawing from a rich corpus of primary texts, he reaches solid conclusions regarding the nature and properties of chronicles at large, chroniclers' attitudes and concepts, and the method how chronicles were written in the first place.

This highly recommendable study concludes with a bibliography and an index. It is an intellectual pleasure to read this monograph.

Prof. Dr. Albrecht Classen · University Distinguished Professor · Dept. of German Studies · 301 LSB · University of Arizona · Tucson · AZ 85721 · aclassen@u.arizona.edu · www.gened.arizona.edu/aclassen

The Book of Chess by Jacob de Cessolis. Translated & Edited by H. L. Williams, Italica Press, New York 2008, xx, 127 pp, 24 ill.

As recent and also older scholarship has repeatedly confirmed, the game of chess played a significant role in the cultural, political, philosophical, moral, and ethical history of the Middle Ages and beyond. Chess provided amusement and instruction, and it was regarded with greatest respect, though the Church also voiced some criticism especially concerning the transformation of chess into a simple game which could include a certain degree of gambling. One of the most important treatises on chess was *The Book of Chess*, or *Liber de moribus*

hominum et officiis nobilium, written by Jacob de Cessolis in ca. 1275. It enjoyed tremendous popularity because the author did not really discuss the chess game itself, but instead utilized it as a metaphor of medieval society as a whole. So the various pieces represent the individual social classes, and the author's teachings address both virtues and vices.

H. L. William here offers an English translation based on the edition by Gerard Schmidt, *Das Schachzabelbuch des Jacobus de Cessolis* (1961), a prose rendering. The illustrations that accompany this translation are taken from William Caxton's translation, *Game and Playe of the Chesse* from 1474. This is a straightforward rendering of the Latin version into a plain and most readable modern English without many pretensions. Students and the general readers will welcome this little book for its practicality, affordability, and sympathetic appearance. William introduces the translation with a brief historical discussion of the origin of chess and a relatively short, but quite comprehensive overview of where chess was dealt with in medieval literature, not limiting himself, as is so often the case, to English, French, and Italian literature. The translation proves to be the first completely new one, whereas Caxton's translation has been reprinted a number of times (e.g., 1883 and 1968 [the latter in a limited edition]).

William concludes his work with a very welcome index, whereas a brief listing of relevant studies on the chess game can be found following the intro-

duction. This book will be of value particularly in the academic classroom.

Prof. Dr. Albrecht Classen · University Distinguished Professor · Dept. of German Studies · 301 LSB · University of Arizona · Tucson · AZ 85721 · aclassen@u.arizona.edu · www.gened.arizona.edu/aclassen

Carolyne Larrington, King Arthur's Enchantresses. Moran and Her Sisters in Arthurian Tradition, I. B. Tauris, London and New York 2006, viii, 264 pp., 13 plates, 23 figures.

Although mostly operating in the background, in the margins, or simply in the obscure realm of the backstage, the Fay Morgan, Morgan le Fay, or the Lady of the Lake, etc. has consistently played a significant role within Arthurian literature and other Arthuriana from the early Middle Ages to the present. Carolyne Larrington here offers a most welcome critical discussion of this enigmatic and powerful female figure, suggesting that although this enchantress regularly "move[s] on the periphery of the Arthurian court, . . . [she] often intervene[s] directly in the life in Camelot" (3). Although we would expect Morgan to enter into the limelight already in the monumental and highly influential *Historia Regum Britanniae* by Geoffrey of Monmouth, this is not the case; instead she first appears in his *Vita Merlini* from ca. 1150, apparently not modeled, according to wishful thinking by numerous sensationalist writers, on ancient Celtic goddesses. Instead, as Larrington unmistakably confirms, Geoffrey clearly

drew the inspiration for this female sorceress from Greek and Roman mythology, that is, Medea and Circe, along with the nine Muses, closely leaning on Ovid's *Metamorphoses*. Nevertheless, Morgan was to have a tremendous impact on medieval Arthurian literature, not to mention her continuous reception in the Renaissance and far beyond until today, which Larrington discusses in the last third of her book.

Hartmann von Aue transformed Morgan into a goddess, and many other writers after him followed him in this regard, attributing her with numerous magical skills and abilities, operating with healing power and magical objects. She was even identified as a shapeshifter and knew how to control and to dominate men, keeping them prisoners if they did not obey her rules and transgressed courtly principles. In the second chapter Larrington examines the brother-sister relationship between Arthur and Morgan, and then also Morgan's enmity of her sister-in-law, Guenevere, as she finds these topics in numerous literary manifestations throughout the centuries. This actually applies to all subsequent discussions because the author demonstrates an impressive familiarity with Arthurian literature throughout the ages and in various languages. The one major lacuna proves to be, as so often is the case with Anglophone scholars, the history of German, Dutch, and Scandinavian Arthurian literature, though she refers to a few texts, as far as they are available in English translation. Only when Larrington discusses *Sir Gawain and the Green Knight* does she actually cite the original text first and the trans-

lation next. Otherwise, she relies, almost exclusively, on English translations, which might make the reading of her study easier for the general reader, but reduces its scholarly value because she does not enter into any careful textual analysis. Instead, we are given mostly plot summaries, which combined make it possible to understand the larger issues involving Morgan, other female characters, and the various male protagonists.

In the fourth chapter the author turns to the role played by this enchantress in other medieval literary traditions, such as in *Tristan en Prose* and other *Tristan* versions, such as the *Tavola Ritonda*, Malory's *Morte Darthur*, the *Ponzela Gaia*, and the *Prophecies de Merlin*. This leads to the discussion of the relationship between Merlin and his famous female students, including Viviane, Morgan, and the Lady of the Lake. Next Larrington turns to the wife of King Lot, the mother of Gawain and Mordred, usually identified as the Queen of Orkney, who experiences, depending on the various texts, happy moments of love and sexuality, and then tragedy and death.

From here on Larrington investigates the role played by Morgan in the Renaissance, and then especially during the revival of the Middle Ages through nineteenth-century English Romantics. She offers an impressive number of black and white photos and also color plates. The book concludes with a solid apparatus and a welcome index. The author has to be praised for taking one of the most significant female characters in medieval literature out of the shadow cast by the male world. Indeed, contrary

to modern perceptions of a patriarchal Middle Ages, the examples of Morgan and her various powerful sisters indicate that the simplistic gender divide that we have assumed to be at play at that time cannot be fully sustained.

Prof. Dr. Albrecht Classen · University Distinguished Professor · Dept. of German Studies · 301 LSB · University of Arizona · Tucson · AZ 85721 · aclassen@u.arizona.edu · www.gened.arizona.edu/aclassen

The Old French Fabliaux. Essays on Comedy and Content. Ed. by Kristin L. Burr, John F. Moran and Norris J. Lacy, McFarland, Jefferson, NC, and London 2007, vi, 194 pp.

Frankly, many times I have reviewed books published by McFarland with considerable doubts about their quality, and quite a number of my reviews were rather negative. By contrast, the present book, an excellent collection of recent studies on the Old French *fabliaux*, proves to be the best one that I have yet seen by this publishing house. The editors and the contributors enjoy high esteem in their field, and all the articles are of high scholarly caliber. I found myself interrupting the reading regularly to scribble down some notes, to reflect upon certain observations, and to comment on some sections in my own writing. Of course, the literary material itself proves to be most fascinating, and there are many *fabliaux* that still await their critical analysis. In this sense the authors of this volume seem to have had a feast day, so to speak, in exploring the mes-

sages, meaning, the humor, and the intent of many representatives. *The Old French Fabliaux* can be called a worthy successor volume to the by now seminal anthology of similar critical articles, *The Humor of the Fabliaux*, ed. Thomas D. Cooke and Benjamin L. Honeycutt (1974), precisely because the contributors here fully grasp the epistemological function of humor leading to a learning experience, though the *fabliaux*, just like the Middle High German *mæren*, often refuse an easy, straightforward interpretation. However, the similar enterprise, *Comic Provocations: Exposing the Corpus of Old French Fabliaux*, ed. Holly A Crocker (2006), seems to be a strong competitor, though the focus rests on somewhat different aspects and text selections within the same genre.

Although numerous commentators have strongly objected to a critical examination of humor, jokes, and comparable funny narratives, it would be an egregious misunderstanding of such texts simply to laugh and to let it then go. By contrast, laughter engenders a hermeneutic transformation in the listener since the funny tale sheds surprising, sudden light on a situation, a person, or a condition that had not been perceived before. Regarding *fabliaux*, we are also forced to face the question whether they are obscene, and what constitutes obscenity, which Thomas D. Cooke had answered perhaps best in his article "Pornography, the Comic Spirit, and the Fabliaux" (*The Humor of the Fabliaux*, 137-62).

The contributors to the present volume address a wide range of topics relevant in the discussion of *fabliaux*,

whether food-comic associated with the sexual (Kristin L. Burr—she hardly differs, however, in her reading from the observations developed by Sarah Gordon in her book *Culinary Comedy*, 2006, which she mentions), or the performance of such narratives on merchants' markets and fairs (Elizabeth W. Poe). John F. Moran examines the timeless parallels between *fabliaux* and contemporary stand-up comedy in order to illuminate the basic rhetorical strategies and performance aspects common to both. F. R. P. Akehurst investigates the extent to which *fabliaux* reveal elements pertaining to the courts and customary law, whereas Elizabeth Kinne, probably offering the most insightful observations overall, discusses the humorous criticism in these narratives based on an implied opposition to contemporary scholasticism and the traditional authority of knowledge. Her interpretation of *Le Vilain qui conquist paradis par plait* demonstrates convincingly that the author "privileges worldly wit over conventional wisdom and experience over authority" (66).

Caroline Jewers expresses a lot of doubt as to those readings that detract from the point-blank pornographic and obscene aspects, as if male seduction of female victims were of no relevance. She explicitly complains that some scholars (such as Kinne) would deny that the topics addressed have much to say "about the display of masculinity, about sexual power that excludes women" (78). One cannot deny that *fabliaux* commonly rely on specific treatment of sexuality and represent male perspective, but the opposite can also be

the case, as Lisa Perfetti ("The Lewd and the Ludic") in *Comic Provocations* has demonstrated quite convincingly.

Strangely, many times our laughter chokes, and we cannot clearly determine why certain forms of violence in the *fabliaux* would be so funny, as Norris J. Lacy emphasizes in his discussion of *Trubert*, especially since the innocent victim here should earn our respect for his virtuosity, and the protagonist our contempt for his utterly evil nature. Adrian P. Tudor investigates intertextual allusions to Marian miracle stories in some *fabliaux*, whereas Anne Cobby studies verse meters and poetic structures in *Le Prestre comporté* and *Le Prestre et le chevalier*. Jean Jost applies a Bakhtinian reading to two *fabliaux*, a very appropriate approach to this genre, indeed. By contrast, Joan Tasker Grimbert illuminates the relationship between *fabliaux* and courtly romances, focusing on *Guillaume au faucon*, where the humor is mostly based on the play of genre expectations and allusions.

Logan E. Whalen compares modern American dirty jokes with the *fabliaux*, suggesting rather speculatively that some of the fundamental themes of these medieval texts might have reached the New World and influenced popular culture, for which there is, however, no evidence. Keith Busby investigates the specific nature of humor in Anglo-Norman literature, emphasizing the similarities with the genre at large, but also pointing out the significant difference in the manuscript context compared to their French counterparts. Rupert T. Pickens concludes the volume with a fine investigation of how Marie de

France responded to the *fabliaux* tradition within her *Fables* collection, in part based on the *Romulus nilantinus* collection, which also carried over to her composition of *Lais*, especially her *Equitan*. This invites further analysis of the compilation strategy of those manuscripts that contain both *fabliaux* and *fables* and *lais* by Marie de France.

The editors have put together short biographical blurbs of the individual contributors, and conclude the volume with a most welcome index. Indeed, this is an excellent and enriching addition to *fabliaux*-Studies, nicely complementing the anthologies published by Cooke and Honeycutt (1974) and Crocker (2006).
 Prof. Dr. Albrecht Classen · University Distinguished Professor · Dept. of German Studies · 301 LSB · University of Arizona · Tucson · AZ 85721 ·
aclassen@u.arizona.edu ·
www.gened.arizona.edu/aclassen

Heinrich Seuse, Stundenbuch der Weisheit. Das "Horologium Sapientiae" übersetzt von Sandra Fenten, Königshausen und Neumann, Würzburg 2007, 228 S. mit 16 s/w Abb.

Sandra Fenten (fortan: F.), seit 2003 als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Deutschen Seminar der Universität Zürich tätig, bringt mit ihren Zusatzqualifikationen in den Fächern Latein und Kirchengeschichte die besten Voraussetzungen mit, eine Übersetzung des *Horologium sapientiae* Heinrich Seuses – von Klaus Kienzler als "Dichter unter den dt. Mystikern" (Bautz, Biogr. Kirchlexikon IX [1995] Sp. 1481-1485) bezeichnet – zu versuchen.

Heinrich Seuse (ca. 1296-1366), einer der Vertreter der sog. "Deutschen Mystik", der während seiner Ausbildung in Köln Meister Eckhart zu seinen Lehrern zählen konnte und später vor allem als Wanderprediger und Seelsorger wirkte, ist der Verfasser mehrerer geistlicher Schriften, von welchen als einziges das zwischen 1331 und 1334 entstandene *Horologium* in lateinischer Sprache verfasst ist. Auf dem deutschen *Büchlein der Ewigen Weisheit* basierend, das der Dominikaner wenige Jahre vorher geschrieben hatte, konzentriert sich das *Horologium* auf das Leiden Christi, dessen Betrachtung die Liebe zu Gott entzünden soll. In Form eines Dialoges zwischen Ewiger Weisheit (Jesus Christus) und einem Jünger werden Anleitungen zur Andacht und Antworten auf Lebensfragen gegeben. Neben ädifikatorischen verfolgt das Werk jedoch auch reformistische Zwecke: Seuse möchte seine Ordensbrüder zu einer Neuorientierung an Altvätern und Urkirche anregen. Die Beliebtheit, die das Andachtsbuch erlangte, lässt sich an der weiten Verbreitung – sowohl in lateinischer als auch in volkssprachlicher Übersetzung, in vollständiger Fassung wie auch in Auszügen – erkennen.

In ihrer Einleitung stellt Fenten Autor und Werk kurz vor und gibt eine Inhaltsübersicht über die einzelnen Kapitel, 24 insgesamt, die sich auf zwei Bücher verteilen.

Die Übersetzung, die auf der kritischen Ausgabe von Pius Künzle (Freiburg / Schweiz 1977) beruht, deren Seiten- und Zeilenangaben praktischerweise jeweils am Rand der Übersetzung angeführt werden, überzeugt durch ihre Nähe

zum Original; sie ist zuverlässig, ohne pedantisch zu wirken, denn bei Bedarf – der im *Horologium* oft gegeben ist – ist Fenten mutig genug, vom lateinischen Wortlaut abzuweichen, um unklaren Sachverhalten durch entsprechende Übersetzung eine Deutung zu geben. In Fußnoten zitiert Fenten Parallelstellen aus der Bibel (in deutscher Übersetzung), um Seuses Affinität zur Sprache der Vulgata deutlich zu machen.

Die Übersetzung einiger Stellen könnte man sich noch einmal genauer ansehen: Ließe sich für *pretiosissima*, auf *passio* bezogen, eine passendere Entsprechung als "äußerst wertvoll" finden (S. 1)? Kann man *trahebatur* hier mit "an sich gezogen" übersetzen (S. 11)? Der Teil eines Satzes aus der lateinischen Edition scheint in der Übersetzung nicht auf (*apprehendere ... comprehendebatur* [Künzle S. 379; Fenten S. 17]), dafür lässt sich für den Satz "Diese Vision war nun, da er reifer war, bildlos" keine Entsprechung bei Künzle finden, zumindest nicht in dem Absatz, welcher der Übersetzung zu Grunde liegt (Künzle S. 380, Fenten S. 17; vermutlich handelt es sich hierbei jedoch um eine der von Fenten als Interpretationshilfe eingesetzten Ergänzungen). Ist die passivische Übersetzung von *amator* mit "Geliebter" immer angebracht (S. 30; 32 [zu *liliorum amator* vgl. z.B. auch Bernhard v. Clairvaux, Sermon in Cant. 70, 9])? U.ä.m. Insgesamt 16 Abbildungen illustrieren den Text, sie stammen aus einer französischen Handschrift des 15. Jhs. (Brüssel, Bibliothèque Royale, ms. IV 111).

Mit diesem Buch präsentiert Fenten die erste komplette Übersetzung des *Ho-*

rologium ins Deutsche und noch dazu eine gelungene. Von einer Übersetzung des *Cursus de aeterna sapientia*, des Gebetsanhangs zu Seuses Andachtsbuch, hat Fenten aus zeitlichen Gründen jedoch leider abgesehen. Dass Übersetzen bereits Interpretieren bedeutet, trifft auf Seuse *Horologium* in besonderem Maße zu – ob Fenten mit ihren Interpretationsversuchen immer richtig liegt, werden wohl erst profundere Studien zum Text zu Tage bringen. Derweil überzeugt die Kunstfertigkeit, mit welcher sie eine gut lesbare deutsche Version des Werkes geschaffen hat.

*Ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Gabriela Kompatscher Gufler · Institut für Sprachen und Literaturen / Latinistik · Universität Innsbruck · Langer Weg 11 · A-6020 Innsbruck
gabriela.kompatscher@uibk.ac.at*

François Villon, Sämtliche Werke. Zweisprachige Ausgabe (dtv 12944), édité et traduit du moyen français en allemand par Carl Fischer, Deutscher Taschenbuch Verlag, München 3^{ème} édition 2007, 334 pp.

La troisième réédition de la traduction de Carl Fisher de l'œuvre de François Villon (1431?-1463?), présentée dans un format de poche et de manière synoptique en moyen français toiletté et allemand moderne, se compose de cinq parties : *Le Lais/Die Legate* (pp.7-33), *Le Testament/Das Testament* (pp.33.191), *Poésies diverses/Die Gedichte* (pp.191-241), *Les Ballades en jargon/Die Jargon-Balladen* (pp.241.270) et une annexe/Anhang (pp.271-334), qui expose

la vie de François Villon, les quatre grandes créations et périodes poétiques précitées, les choix traductionnels et de versification dans la langue source opérés par l'éditeur-traducteur, un glossaire explicatif des noms propres et concepts présents dans l'ensemble de l'œuvre (pp.292-329), ainsi qu'une bibliographie sélective sur le poète.

Après Chrétien de Troyes, François Villon est sans conteste l'auteur le plus (re)connu du Moyen-Âge français. Son œuvre poétique a été largement traduite de par le monde et commentée, tout comme sa vie, dont les excès rebelles et extrémités douloureuses (délinquances, errances, révoltes, rixes, adhésion à des groupes secrets de criminels, crime, emprisonnements, bannissement) n'ont fait que renforcer, jadis et aujourd'hui, une popularité jamais démentie auprès d'un public qui réunit –et cela est assez rare pour être souligné– jeunes et moins jeunes, pour une fois unanimes à travers les siècles devant le talent du poète médiéval, dont l'authenticité et la sensibilité demeurent intactes malgré une distance civilisationnelle et temporelle indéniable.

Malgré les six siècles qui nous séparent de l'œuvre, cette obsession villonienne très prononcée de la mort fait de François Villon un poète atemporel, que les Romantiques du XIX^e siècle ont tout de suite repéré et su remettre au goût du jour. Il est vrai que les angoisses existentielles de Villon rejoignent nombre de celles des poètes du XIX^e, en particulier de Baudelaire et Verlaine qui lui voueront une grande admiration ; succès non démenti également auprès des poètes,

chanteurs et compositeurs des XXe et XXIe siècles, qui continuent de le citer dans leurs compositions.

(...)

La pluie nous a bués et lavés,
 Der Regen laugt uns aus und wäscht den
 Flaus,
 Et le soleil desséchés et noircis:
 die Sonne hat uns mählich schwarz gedörft,
 Pies, corbeaux nous ont les yeux cavés,
 die Augen hackten Krähn und Elstern aus,
 Et arraché la barbe et les sourcils.
 Sie haben Bart und Brauen ausgezerrt.
 Jamais nul temps nous ne sommes assis;
 Zu keiner Zeit sind wir hier ungestört,
 Puis ça, puis là, comme le vent varie,
 von welcher Seite auch die Winde wehen,
 A son plaisir sans cesser nous charrie,
 wir Fingerhüte uns mit ihnen drehen,
 Plus becquetés d'oiseaux que dés à coudre.
 zerpickt, zerlocht von Schnäbeln und von
 Krallen.
 Ne soyez donc de notre confrérie;
 Ihr Brüder sollt in uns ein Beispiel sehen,
 Mais priez Dieu que tous nous veuille
 absoudre!
 Und bittet Gott, daß er verzeih uns allen !
 (...)
 Grabschrift Villons in Balladenform, p.232

Le texte d'origine est esthétiquement remarquable, et il est toujours plaisant de lire ou de relire Villon, mais quand il s'agit de le traduire, la fréquentation de ses textes devient très certainement moins jouissive. Si le traducteur de textes en prose s'octroie parfois, mais toujours à contrecœur, quelques « belles infidélités », le traducteur de poésie ne saurait, lui, s'en passer : son objectif étant que poème il y ait à l'arrivée, puis-que poème il y avait au départ. Mais le

vers est moins souple que la prose, et de cruels choix doivent souvent être opérés lexicalement, sémantiquement et syntaxiquement. La traduction de la poésie n'est pas chose aisée, et ceci l'est d'autant moins quand il s'agit de traduire des poèmes d'une langue ancienne vers une langue moderne.

Aussi faut-il saluer la performance traductologique, sémantique et stylistique de Carl Fischer, qui s'est appliqué à maintenir les vers en allemand moderne et à transposer dans la langue cible nombre de finesses rhétoriques de l'auteur médiéval, ce qui relevait du défi, car l'écart syntaxique entre le moyen français et l'allemand moderne est considérable. Carl Fischer a réussi à rendre dans un allemand rimé et rythmé, fluide et imagé, les émotions présentes dans le texte ancien : ici la détresse, là l'angoisse face à la mort, ici la révolte, là l'acidité des sentiments de ce poète tourmenté qu'était Villon. Le choix de traduire en allemand les citations latines du texte source et la présence en annexe d'un glossaire explicatif des nombreux noms évoqués au fil des poèmes contribueront à rendre cette traduction accessible à un large public.

Nul doute que le lecteur de langue allemande saura apprécier ce tour de force traductologique et se laissera envoûter par la poésie et la légende villoniennes.

*Dr. Astrid Guillaume · 20 rue
 Vieille du Temple · Impasse de
 l'Hôtel d'Argenson · F-75004 Paris ·
 astrid.guillaume@live.fr*

Abregé des croniques de France, par Noël de Fribois, éd. pour la Société de l'Histoire de France par Kathleen Daly, avec la collaboration de Gillette Labory; préface de Bernard Guénéée, Champion, Paris 2006, 303 pp., 9 ill.

Noël de Fribois, notaire et secrétaire, puis conseiller du roi Charles VII, est l'auteur d'un *Abregé des croniques de France* (qui s'étend du siège de Troie à 1383), présenté au nommé Charles en 1459, ainsi que, probablement, d'un *Miroir historial abregié de France* (1451 ou peu après), et de deux traductions partielles de la *Chronique du Religieux de Saint-Denis* (Michel Pintoin, années 1401-1402 et 1407-1411). Disons d'emblée que la partie narrative de l'oeuvre-objet de cette édition est tout à fait banale: elle ne nous apprend nulle part quoi que ce soit de neuf. L'auteur, en effet, est d'avis qu'une oeuvre d'histoire ne doit être qu'une compilation, qu'une suite de redites (et il s'appuie en particulier, d'une part, sur le *Miroir historial* de Vincent de Beauvais, et, de l'autre, comme bien on pense, sur les *Grandes Chroniques de France* – deux oeuvres que l'on retrouve dans toute bibliothèque historique de l'époque). La seule originalité de cette chronique (et même celle-là pourrait et devrait être mise en doute; cf. *infra*), c'est la multiplicité des "incidences": de toutes sortes de digressions, plus ou moins longues, nettement délimitées du récit des événements, et qui ont généralement un but didactique. L'auteur s'en sert, par exemple, pour rappeler au prince-destinataire de l'oeuvre ses devoirs, pour lui proposer des exemples à suivre, pour l'exhorter à prendre position au sujet de telle ques-

tion d'actualité: à condamner, à la suite de Philippe Auguste (et de saint Louis), les blasphèmes et jurons, ainsi que les "désordres" vestimentaires (déjà dénoncés par l'ordonnance somptuaire de saint Louis), etc. Toutes ces digressions sont truffées de citations latines, que l'auteur a soin, par souci pédagogique, de traduire en français (souci qui va même parfois jusqu'à expliquer le sens d'un mot français qui pourrait, peut-être, poser problème au lecteur). Malheureusement, l'éditeur ne porte guère d'attention, dans son *Introduction* (pp. 23-58), à ces digressions – procédé d'écriture qui constitue, à ce qu'il paraît, comme j'ai dit, l'unique originalité de cet *Abregé* – mais qui, à y regarder de plus près, n'est point si originale du tout: car, en fait, il s'agit d'un procédé caractéristique de la littérature française de la fin du Moyen Age en général, où il est utilisé à plusieurs fins¹. Raison de plus, dirais-je, pour s'y arrêter!

Quant à l'édition à proprement parler, elle est élaborée conformément aux règles de l'Ecole des chartes pour l'édition des textes médiévaux (p. 86), et pourvue de notes abondantes, toujours à point. Elle est suivie de deux appendices, dont l'un contient quelques extraits du *Miroir historial abregié de France* (pp. 217-246); et l'autre, deux versions (V et VI) de l'*Abregé*, non retenues dans l'édition (pp. 247-263). L'oeuvre se clôt par une bibliographie non-exhaustive, hélas, c'est le moins qu'on puisse dire, suivie d'un Index (complet) des noms de personnes et de lieux figurant dans l'*Abregé*; faisons remarquer, enfin, que l'éditeur n'a pas jugé nécessaire d'établir un glossaire – à tort, je pense, même si le

brave Noël de Fribois, lui, donne le sens de tel mot difficile à comprendre.

Dr. Martijn Rus · Université d'Utrecht ·
Trans 10 · NL-3512 JK Utrecht ·
martijan.rus@let.un.nl

- 1 Je me permets de renvoyer à mon article "L'économie de la digression dans la littérature française de la fin du Moyen Age et de la Renaissance", dans: *Les Lettres Romanes*, Louvain, tome LIX, no. 1-2, 2005, pp. 17-34.

Teodolinda Barolini, Dante and the Origins of Italian Literary Culture, Fordham University Press, New York 2006, 476 pp.

L'insigne dantista della Columbia University – che rivendica per sé il più largo appellativo di medievista – raccoglie in questo volume sedici saggi su Dante e sulla letteratura italiana dalle origini al Trecento pubblicati nel corso di oltre vent'anni di indagine. Dodici di essi seguono la pubblicazione di *The Undivine Comedy*, risalente al 1992, e come per il noto e discusso saggio dedicato alla de-teologizzazione del poema dantesco, il loro fine principale e il loro principio ordinativo e compositivo è quello di rileggere la tradizione letteraria italiana con un approccio privo delle «reflexive genuflections to the past» (p. 5) che hanno caratterizzato, si può dire da sempre, l'esegesi letteraria delle tre corone e dei più significativi testi antichi. L'autrice parte infatti dal presupposto che i testi letterari del tardo medioevo italiano – Dante e Petrarca in particolare – siano stati appesantiti nel corso dei secoli dal gravame dell'interpretazione tradizionale, e si assume il non facile com-

pito di disincrostarne il senso per restituirli, alleggeriti, al loro significato più autentico. Questo fine generale investe anche il versante filologico, come si è visto nella polemica che ha opposto la Barolini a Domenico De Robertis in occasione della recente edizione delle *Rime* di Dante, che a detta della studiosa riconsegnano il testo a quella tradizione bloccata che ne ha ingabbiato i significati nel corso dei secoli e i cui effetti si propone di eliminare o quantomeno di svelare al fine di renderli meno invadenti. La Barolini è dell'opinione che nell'interpretazione secolare abbiano avuto peso non solo quanto su di essi asseriscono i commenti antichi, ma anche e soprattutto la presenza stessa di tali commenti e di una ricca tradizione esegetica. I saggi, nel loro complesso, sono dunque mossi dalla necessità, che l'autrice percepisce, di "disimparare" e riapprendere il significato dei testi gravati di tali incrostazioni esegetiche (a questo appesantimento, beninteso, hanno contribuito gli autori stessi, Dante in particolare sia per il senso profetico del proprio linguaggio sia con alcune tecniche di allusione interna atte a creare l'autorevolezza del proprio poema e a costituirsi come *auctoritas*) e da una generale devozione della cultura italiana al principio di autorità. Riappare dunque nella impostazione teorica e storico letteraria della Barolini quello stesso giudizio espresso da larga parte della cultura romantica europea nei confronti della civiltà letteraria italiana, percepita spesso come gravata dal giogo della classicità e della sua autorevolezza, da cui consegue un atteggiamento critico pronto a cogliere le continuità con la

cultura letteraria classica e le sue rielaborazioni medievali e capace di percepire i fermenti innovativi della tradizione letteraria volgare solo alleggerendola da tale gravame; di nuovo, nel libro della Barolini, c'è la tendenza a considerare il legame con la latinità, classica e medievale, una ricchezza, piuttosto che un freno all'innovazione letteraria.

I saggi raccolti nel volume sono stati già pubblicati in varie sedi e occasioni. Il primo, *Dante and the Lyric Past* (pp. 25-45) è un *survey* sulla letteratura italiana delle origini apparso sul *Cambridge Companion to Dante* nel 1993. Gli altri tre che compongono la prima sezione (*Guittone's 'Ora parrà', Dante's 'Doglia mi reca', and the 'Commedia's Anatomy of Desire*, pp. 47-69; *Dante and Cavalcanti) On Making Distinctions in Matter of Love): 'Inferno' 5 in Its Lyric and Autobiographical Context*, pp. 70-101; *Medieval Multiculturalism and Dante's Theology of Hell*, pp. 102-21), risalgono agli anni 1997-2000 e sono apparsi originariamente in «Dante Studies» e in due *Festschriften*. Il primo riguarda l'esistenza nella lirica di Dante delle antinomie strutturali, a loro volta presenti nella canzone di conversione di Guittone, fra l'amore carnale e quello mistico, incarnate sia nell'aretino che in Dante dalla metafora della morte in vita, che diviene uno dei motivi strutturali di *Doglia mi reca* e più in generale uno dei fulcri metaforici della riflessione dantesca sull'amore. Nel saggio su Dante e Cavalcanti la Barolini prende in esame la loro concezione della lussuria e dell'amore carnale: esaminate alcune fonti dottrinali e morali riguardanti l'adulterio, la compulsione e il desiderio, la

studiosa si rivolge alle fonti liriche per evidenziare i sistemi linguistici e metaforici coi quali la poesia italiana delle origini ha trattato il tema, enfatizzandone gli aspetti legati alla psicologia del desiderio. In questo contesto, evidenzia la forte impostazione teorica di Cavalcanti riguardo questo tipo di amore, e la conseguente presenza di allusioni alle sue opere da parte di Dante allorquando affronta temi analoghi nella *Commedia*. Il saggio, rispetto alla versione iniziale, è corredato di una rassegna bibliografica sui recenti studi dedicati da specialisti italiani al "dissidio" tra Dante e Guido e alla cronologia, che la Barolini definisce inestricabile, che intercorre fra la canzone di Guido *Donna me prega* e la *Vita nova* dantesca: in questa appendice l'autrice lamenta, assai pragmaticamente, il fatto che la filologia sia degradata, in questo genere di studi, in pseudo filologia e che molte energie siano state vanamente dedicate a stabilire, sulla base del dato già accertato della "rottura" ideologica tra i due, quanto non può essere ragionevolmente accertato sulla base di fatti e documenti, cioè una precisa cronologia del dissidio (p. 100), per determinare la quale diversi studiosi avrebbero violato l'opacità dei testi e dei dati, presentando le proprie legittime opinioni come dati filologici certi.

Il successivo saggio sulla teologia dantesca dell'*Inferno* è tra i più interessanti dell'intera raccolta, anche per le intenzioni polemiche che lo aprono, dedicate all'impermeabilità degli studi danteschi al mondo esterno alla *Commedia*, alla storia della cultura, alle strutture storiche preesistenti alla creazione dantesca, che secondo la studiosa è spesso

vista dagli specialisti come una incontaminata idea priva di rapporti con il passato e le tradizioni letterarie preesistenti, piuttosto che come un ulteriore sviluppo artistico e visionario dell'idea di inferno già presente nel passato. In questo sforzo di leggere Dante come erede della tradizione a lui precedente, la Barolini non dimentica però di individuare i fermenti innovativi dell'invenzione letteraria dantesca. In particolare, per la creazione del meccanismo dell'*Inferno*, la studiosa ravvisa il rapporto di tale creazione con le sovrastrutture teologiche e ne indaga il rapporto con la letteratura visionaria medievale, all'interno della quale reinstalla la *Commedia*. La studiosa sostiene che – mentre le idee dantesche di peccato e di punizione risultano fermamente fondate sull'ortodossia, – molte sono le invenzioni di Dante prive di giustificazione teologica. Non sono eterodosse, dunque, le idee generali di peccato, la concettualizzazione e in definitiva la teologia dell'inferno; è però idiosincratia con la tradizione ortodossa la *rappresentazione* dell'inferno, unica, ricca, eterogenea, sincretica, e frutto di una visione personale e multiculturale che unifica i tratti distintivi delle tradizioni letterarie cui il poeta fa riferimento in un modello di peccato e punizione uniforme. Quanto al *contrapasso*, già presente in embrione in precedenti della letteratura visionaria, il ruolo di Dante è quello dell'*archi-poeta* (p. 108) che dona spessore narrativo – sulla base dello sfruttamento estensivo delle metafore – a un contesto visionario.

La seconda sezione, *Christian and Pagan Intertexts*, è dedicata al rapporto

di Dante e della sua creazione con le strutture profonde della tradizione letteraria e dell'immaginativa oltremontana a lui precedente, e raccoglie quattro saggi pubblicati tra il 1989 e il 1996. Il primo, dal titolo *Why Did Dante Write the 'Commedia'? Dante and the Visionary Tradition* (pp. 125-31), posto che la risposta al quesito è stata fornita da Dante stesso (Pg. XXXII, 103-5), è dedicato al rapporto fra il poema dantesco e la letteratura visionaria tardo antica e medievale, i cui *topoi* e schemi ricorrenti sono più volte echeggiati nel corso del viaggio dantesco: dall'*Apocalisse* all'*Apocalisse di San Paolo* del IV secolo, alle visioni di Wettli di Reichenau (IX sec.), di Thurkill (1206) e altre più o meno note. Identici sono la condizione del corpo del pellegrino oltremontano, lo statuto delle visioni, il modo di raccontare. Gli altri saggi della sezione (*Minos' Tail: The Labor of Devising Hell ('Aeneid' 6.431-33 and 'Inferno' 5.1-24)*, pp. 132-50; *Q[uestion]: Does Dante Hope for Vergil's Salvation? A[nswer]: Why Do We Care? For the Very Reason We Should Not Ask the Question*, pp. 151-7; *Arachne, Argus, and St. John: Transgressive Art in Dante and Ovid*, pp. 158-71) riguardano questioni di intertestualità tra la *Commedia* e i classici latini, l'allusione alle fonti e l'uso dei poeti latini, in particolare Virgilio e Ovidio, l'incontro di Dante con la poesia classica. Centrato sulla ricezione della *Commedia* è il breve intervento sulla salvezza di Virgilio, già apparso nel 1990 su «Modern Language Notes»: alcuni punti chiave del poema dantesco – e alcune questioni assai dibattute, come quella del ruolo di Virgilio all'interno del disegno salvifico,

di cui il saggio in particolare si occupa –, richiedono alla nostra percezione di lettori una sorta di *credulitas*, una fede che non deve mettere in questione il significato letterale e storico del testo, e pensarlo invece del tutto vero in tutti i suoi sensi, proprio come un lettore medievale credeva fosse la Bibbia, poiché il poema è costruito sull'allegorie dei teologi, e non su quella dei poeti. Lunghi secoli di ricezione e di esegesi offrono un sostegno alla fede dei lettori e nella domanda che i lettori continuano a porsi, relativa alla probabile speranza di Dante nella salvezza di Virgilio, risiede proprio un segnale di questa *credulitas*, della singolare forma di giudizio di fronte all'invenzione artistica, che il lettore accetta come verità. Si tratta di una spia del fatto che la *Commedia* è riuscita più di altri testi letterari a costruire un senso letterale che i lettori leggono come reale. La domanda è infatti basata su una sospensione dell'incredulità di fronte alla creazione letteraria, su un accordo implicito con la verità del testo, e non con quella fattuale. Quanto alla presenza di intertesti ovidiani nella *Commedia*, si può sintetizzare la ricca analisi del saggio a essa dedicato (apparso nel 1989 su «Medievalia») affermando che essa si situa, nell'ottica della studiosa, nel contesto della tradizione visionaria, e ricordando, tra i suoi risultati più cospicui, l'annotazione del fatto che le presenze ovidiane aumentano a mano a mano nel poema mentre quelle virgiliane diminuiscono, in particolare nel *Paradiso*.

La terza sezione del volume (saggi del periodo 1983-2004) è dedicata a questioni di carattere prevalentemente stilistico e strutturale, non disgiunte,

tuttavia, da una visione complessiva della storia della ricezione che caratterizza i classici italiani e dalla consapevolezza del peso che nel corso di questa storia ha avuto l'esegesi costante cui essi sono stati sottoposti. Il caso di Petrarca (ricordato nel saggio *The making of a lyric sequence: time and narrative in Petrarch's 'Rerum Vulgarium Fragmenta'*, pp. 193-223, già apparso nel 1989 in «Modern Language Notes») è esemplare: la Barolini tenta di dimostrare, con indubbia forza persuasiva, come la costruzione della sequenza lirica da parte di Petrarca nei *Fragmenta* sia determinata dall'esperienza dello scorrere del tempo (che costituisce una delle più significative "scoperte", sul versante morale e poetico, del padre dell'Umanesimo), e che l'andamento narrativo della raccolta lirica è determinato proprio da questo senso di labilità nel fluire del tempo; a corollario della sua magistrale analisi del rapporto dialettico fra lirica e narrativa, la studiosa ipotizza che Petrarca abbia inventato la sequenza lirica e la macrostruttura narrativa del suo canzoniere perché il genere lirico, in questa forma e sotto questa struttura, gli permetteva di personificare alcune realtà metafisiche; ma quella messa in pratica nel canzoniere da Petrarca è una narritività per così dire opaca, che solo i lettori delle epoche successive (ecco che torna il tema dell'incrostazione esegetica) hanno reso viva e drammatica – si pensi al commento di Vellutello – da metafisica e tenue che era nelle intenzioni dell'autore.

Nel saggio *Editing Dante's 'Rime' and Italian Cultural History: Dante, Boccaccio, Petrarca... Barbi, Contini,*

Foster-Boyde, De Robertis (pp. 245-77, già pubblicato su «Lettere italiane» nel 2004 e cui è seguito un ampio dibattito), la Barolini interviene sugli aspetti testuali e filologici delle *Rime* di Dante in previsione del proprio commento all'opera, e ne esamina le vicende editoriali, le edizioni e i commenti che si sono susseguite nell'ultimo secolo, dalle edizioni di Michele Barbi e Gianfranco Contini, ai commenti di Kenelm Foster e Patrick Boyde, alla recente edizione critica di Domenico De Robertis. La studiosa ricorda come la storia delle edizioni dantesche abbia principio in Dante stesso e di seguito in Boccaccio, il quale ha fissato una tradizione che la recente edizione di De Robertis, fondata in sostanza proprio sull'ordinamento boccacciano, ripropone; esprime le proprie riserve sul criterio seguito da De Robertis per l'ordinamento, ritenendo migliore – e comunque più congeniale ormai ai lettori – quello cronologico ideale scelto da Contini e Barbi. L'appunto mosso a De Robertis è di ordine storico e concettuale: secondo l'autrice, l'ordinamento cui il filologo fiorentino fa riferimento non fa che riproporre dati di una tradizione spuria, estranea cioè a Dante, e fissata invece da Boccaccio, e finisce col riconsegnare il testo delle *Rime* a quella tradizione esegetica che occulta il vero significato delle opere e che gli studiosi dovrebbero invece sforzarsi di rendere meno oppressiva. I restanti saggi di questa sezione riguardano le strutture narrative (antinarrativa l'una e circolare l'altra) di *Vita nova* e *Decameron*.

L'ultima sezione affronta temi importanti e personaggi celebri della letteratura italiana delle origini (Francesca,

Beatrice, la rappresentazione dell'amore in Dante e Guittone, la "Sexual Poetic" nel *Decameron*) in una prospettiva di studi di genere.

Dr. Luca Marcozzi · Dipartimento di Italianistica · Via Ostiense 234 · I-00144 Roma · marcozzi@uniroma3.it

Benjamin Liu, Medieval Joke Poetry. The Cantiags d'Escarnho e de mal Dizer (Harvard Studies in Comparative Literature 50), Harvard University Press, Cambridge MA 2004, vi, 166 S.

Die im Untertitel genannte Textsorte der spanisch-portugiesischen Lyrik des Mittelalters besteht aus Invektiven gegen bestimmte Personen oder Gruppen (wie Ärzte oder Juden), aus verhüllter oder offener Kritik, satirischen Auslassungen, Parodistischem und jeder Menge doppel- oder mehrsinniger Formulierungen. Letztere machen ein vollständiges Verständnis der Texte oft unmöglich, da zahlreiche Anspielungen Personen oder Ereignisse betreffen, deren Kenntnis schon zur Zeit der Dichter auf einen kleinen (oft mit dem Hof verbundenen) Kreis von Rezipienten beschränkt war, die aber nicht weitertradiert wurden. Je nach dem standen in den einzelnen Liedern politische, moralische oder religiöse Momente im Vordergrund.

Während in der bisherige Sekundärliteratur oft die literaturwissenschaftlichen bzw. poetologischen Aspekte dieses Genus betrachtet wurden (z.B. von G. Tavani), erörtert Liu Seiten dieser Dichtungen, die auch für den Genera- listen von großem Interesse sind, aber

ebenso für den Spezialisten, da viele Einzelstellen interpretiert werden und der Verfasser methodisch mit wortkundlichen und semantischen Analysen operiert.

Nach einer kurzen Einleitung zum Wesen dieser Gattung behandelt Liu folgende Themen: Eigennamen und Aequivokationen, mit denen sich natürlich mancher Scherz treiben ließ. Dabei breitet der Verfasser freilich einen Schatz moderner Philologengelehrsamkeit aus, wie sie dem mittelalterlichen Dichter kaum je zur Verfügung gestanden sein kann. Haben die volkssprachigen Autoren jener Epoche wirklich die Aristotelischen Definitionen vor Augen gehabt (S. 25 f.), wenn sie eine *Cantiga d'Escarnho* formulierten?! Das zweite Kapitel dreht sich um Passagen, in denen von Vögeln und der prognostischen Deutung ihres Verhaltens die Rede ist, wie allgemein vom Wahrsagen, bietet also einen Beitrag zu einer auf die Antike zurückgehende Aberglaubensform (die freilich international verbreitet war). Weiter findet man die Wallfahrts-Burlesken interpretiert, bei denen v.a. die Jerusalemfahrt ironisch behandelt wird, z.B. wenn man sie des irdischen Gewinns wegen unternimmt. In Kapitel 4 und 5 geht es um die Liebe im weitesten Sinn; aufgrund der zahlreichen indirekten (und auch direkten) sexuellen Anspielungen ein weites Feld. Liu analysiert besonders Obszönitäten etc. in den *Cantigas* König Alfons des Weisen und die Kritik an Verbindungen zwischen Christen mit Angehörigen anderer Religionen. Letztgenanntes Thema war natürlich auf der Pyrenäenhalbinsel besonders aktuell; das folgende, die

Schelte des Ärztstandes, dagegen in ganz Europa im späten Mittelalter geläufig. An den Abschluß stellt der Verfasser "Prolegomena zu einer Poetik des Lachens", d.i. ein nicht zuletzt auf Freud, Bergson und anderen modernen Denkern, aber auch auf mittelalterlichen spanischen und arabischen Autoren basierender Essay, in dem es v.a. um die Funktion des Lachens in der Gefühlswelt geht.

Lius Buch ist wenig umfangreich, eröffnet aber zahlreiche Perspektiven auf eine Zone intensiven Kontakts zwischen den Kulturen, bringt zahlreiche Beispiele namentlich aus dem Bereich der Sexualität (u.a. Prostitution, Homosexualität, auch mit Rückgriff auch auf die Gesetzeslage) und der Religion. Sein Ziel, zu zeigen, daß viele der Spottgedichte "respond to broader underlying zones of social tension in court society, whether cultural, intercultural, spiritual, or hermeneutic" (S. 131) hat der Verfasser mit seiner bemerkenswerten und meist gut lesbaren Studie erfüllt.

Peter Dinzelbacher

Ramon Lull, Felix oder Das Buch der Wunder, aus dem Katalanischen übersetzt von Gret Schib Torra, Schwabe Verlag, Basel 2007, xxviii, 410 S., 1 s/w Abb.

Es mag Zufall sein, vielleicht ist es aber doch der Einfluss der Frankfurter Buchmesse 2007, bei der ja bekanntlich Katalonien einen Themenschwerpunkt bildete, dass das Jahr 2007 auch das Erscheinungsjahr zweier bemerkenswerter Übersetzungen altkatalanischer Literatur ist: des *Tirant lo Blanc* von Joanot

Martorell¹ sowie von *Felix oder Das Buch der Wunder* von Ramon Llull, auf das hier näher eingegangen werden soll.

Der sorgfältigen, gut verständlichen und sprachlich angemessenen Übersetzung von Llulls *Llibre de meravelles* (entstanden in Paris, um 1287/89), die sich auf die solide Neuausgabe von Antoni Bonner² stützt, und somit – gerade auch in ihrem modernen Deutsch – in vollem Maße einer nicht-wissenschaftlichen Ausgabe genügt, sind einige nützliche Textpassagen vorangestellt: Da wäre zunächst die vorbildliche Bibliographie zu nennen, die die Übersetzerin zusammengestellt hat. Man merkt, dass hier eine Philologin am Werk war, die sich nicht allein bestens im Opus von Llull auskennt (in ihrer 1969 erschienenen Dissertation hatte sich Gret Schib Torra bereits mit den mittelalterlichen französischen Übersetzungen von *Felix* auseinandergesetzt), sondern die auch Wert legt auf eine möglichst umfangreiche bibliographische Dokumentation. So findet sich dort nicht allein ein kurzer Abriss der handschriftlichen Überlieferung des *Felix*³, sondern auch eine umfangreiche Dokumentation der modernen Ausgaben und Übersetzungen⁴ sowie eine aktuelle, äußerst nützliche Sekundärbibliographie zu Ramon Llull.

Der Ausgabe wurde eine Einführung der Übersetzerin vorangestellt, in der über das Leben und Umfeld, die sprachliche Bedeutung Llulls und über dessen Werke – hier insbesondere über den *Felix* – berichtet wird. Hier gibt Schib Torra auch den Grund für die – zumindest vom heutigen katalani(sti)schen Standpunkt aus – ungewöhnliche Namensschreibung, die in der vorliegenden Aus-

gabe konsequent Anwendung findet: "Im modernen Katalanisch wird die Schreibweise «Ramon Llull» verwendet. In den mittelalterlichen Handschriften war das doppelte «l» am Wortanfang nicht gebräuchlich; für deutschsprachige Leser ist die Form «Lull» vertrauter und wird deshalb hier verwendet." (S. xv) Eine Ansicht, die man zwar nachvollziehen mag, was die historische graphematische Argumentation betrifft, die man aber nicht unbedingt teilen muss, vor allem nicht was die Vertrautheit der deutschsprachigen Leser mit der einen oder anderen Schreibweise angeht.

Auf die im wesentlichen bekannten biographischen Details, die in der Einleitung zum besseren Verständnis des großen mittelalterlichen Autors geboten werden, muss hier nicht im einzelnen eingegangen werden, auf die sprachliche Bedeutung Llulls hingegen schon. Schib Torra preist Llull dort nämlich als den "eigentliche[n] Schöpfer der katalanischen Hochsprache" (S. xvii). Mehr noch, angesichts der sprachlichen Leistungen Llulls schreibt sie: "Wir stehen vor einem Sprachwunder" (S. xvii). Ohne die Verdienste Llulls für den beachtlichen sprachlichen Ausbauprozess des Katalanischen im Mittelalter schmälern zu wollen (Llull war ja massiv am Emanzipationsakt des Katalanischen vom Okzitanischen im distanzsprachlichen Bereich beteiligt und ermöglichte durch die Themenvielfalt seiner Werke tatsächlich eine Adaption des Katalanischen für viele Lebensbereiche, bis hin zu 'wissenschaftlichen' Traktaten), scheint der Ausdruck "Sprachwunder" doch sehr, ja allzu euphorisch – vielleicht angeregt durch den Untertitel des

Felix als dem *Buch der Wunder*. Dies wäre dann immerhin ein gelungenes Wortspiel...

Interessant ist nicht allein der von Verf. angesprochene Aspekt der Llullischen Mehrsprachigkeit (er wuchs in der gegebenen Mehrsprachigkeit des mittelalterlichen Mallorca auf und hatte darüber hinaus nach den die Peripetie seines Lebens kennzeichnenden Kreuzigungsvisionen Latein und – zu Missionszwecken – Arabisch gelernt), sondern auch die 'Sprachenrivalität', die zwischen den vernakularen und lateinischen Werken Llulls bestand. Von der Mehrzahl der Schriften Llulls liegen sowohl volkssprachliche als auch lateinische Varianten vor – mit einer beachtlichen Ausnahme: eben jenem *Buch der Wunder*.

Nach diesen längeren Vorbemerkungen stellt sich nun die Frage, was den Leser des *Felix* denn inhaltlich erwartet? Wir haben es beim *Buch der Wunder* mit einer beeindruckenden Darstellung des Kosmos zu tun, in deren Kontext die Frage nach Gott und der Gottesexistenz ebenso verhandelt wird wie etwa die Bedeutung des in den Mittelpunkt der göttlichen Schöpfung gerückten Menschen. Erzählt wird all dies vom Protagonisten Felix, der in der Durchwanderung der Welt Erfahrungen macht, Einsichten gewinnt und diese dann – in einer klösterlichen Rahmenerzählung – weitergibt.

Ein Einblick in den Aufbau des *Felix* mag dies verdeutlichen: dem ersten, theologischen Fragen gewidmeten Block – 1. Buch *Von Gott* (Frage nach der Existenz und der Gestalt Gottes, Trinität, Inkarnation Gottes durch Christus, Bedeutung Mariä, etc.), 2. Buch *Von den*

Engeln ("Was ist ein Engel?", Sprache der Engel, etc.), 3. Buch *Vom Himmel* – folgt dann eine dem göttlichen Heilsplan folgende Erklärung der Schöpfung: 4. Buch *Von den Elementen*, 5. Buch *Von den Pflanzen*, 6. Buch *Von den Metallen*, 7. Buch *Von den Tieren*.

Das 8. Buch schließlich, "das vom Menschen handelt" umfasst nicht weniger als 72 Kapitel und bildet somit den weitaus größten Teil des *Felix* (insgesamt 121 Kapitel + Prolog). Hier werden Fragen der menschlichen Existenz, der menschlichen Sinne und des Verstandes ebenso verhandelt wie Tugenden und Sünden, menschliche Vergehen und ihre Ahndung, auch werden Formen des menschlichen Zusammenlebens aufgezeigt und von einem moralischen Standpunkt aus kommentiert. Llull zeigt auf eindringliche Weise die *Conditio* und das gesamte Panorama menschlichen Daseins auf.⁵ Allein schon diese Beschäftigung mit dem 'genuin Humanen', das einerseits Llulls Überzeugung vom menschlichen Wesen als der 'Krone der Schöpfung' folgt, andererseits jedoch gerade auch die Abgründe der menschlichen Seele in aller Drastik beschreibt, gehört zu den ganz großen Werken mittelalterlicher Literatur.

Den Abschluss von *Felix* bilden Schilderungen derjenigen Orte, die – nach mittelalterlicher Vorstellung – am Ende des menschlichen Lebens stehen: 9. Buch *Vom Paradies*, 10. Buch *Von der Hölle*. Ihnen folgen, in den Erzählrahmen eingebettet, der Tod und die Nachfolge des Protagonisten (*Vom Ende des Buches, Vom Zweiten Felix*).

Das erstmalige Vorliegen des Textes auf Deutsch ermöglicht es nun auch dem

des Altkatalanischen nicht mächtigen, romanistischen Laien, Querverbindungen zu ziehen etwa zum thematisch durchaus verwandten, jüngeren Werk Dante Alighieris oder zu anderen Werken mittelalterlicher Weltliteratur, die sich mit einer enzyklopädischen Darstellung der Welt im göttlichen Heilsplan beschäftigen. Schon deshalb ist die vorliegende Übersetzung von so großem Wert – zumal ja auf keine lateinische Quelle des *Felix* als Vergleichsmoment hätte zurückgegriffen werden können.

Fazit: es handelt sich bei Schib Torras Llull-Übersetzung um ein rundum gelungenes Buch, das sowohl durch die übersetzerische Qualität als auch die bekannt schöne Ausstattung des Schwabe Verlags überzeugen kann. Als einziger Wermutstropfen wäre zu vermerken, dass es sich bei dem prächtig illustrierten faksimilierten Vorsatzblatt⁶, das der Ausgabe vorangestellt wurde, lediglich um eine Schwarzweißabbildung handelt. Versöhnt wird das Auge des Lesers dann allerdings durch die farbige Abbildung des *Schöpfungsteppichs* aus der Kathedrale von Girona, die den Einband des Buches ziert. Ansonsten lässt der Band – für eine einsprachige Ausgabe, die nicht den Kriterien einer kritischen Ausgabe genügen muss und deshalb einfach 'nur Weltliteratur sein darf' – wirklich wenig zu wünschen übrig. Vielleicht ist nicht zuletzt dies der Grund, weshalb Übersetzung und Druck von namhaften Institutionen und Stiftungen gefördert wurden⁷, die damit einen wichtigen Beitrag zur Verbreitung mittelalterlicher katalanischer Literatur in der Welt leisten.

Dr. Jochen Hafner · Ludwig-Maximilians-Universität München · Institut für Romanische Philologie · Ludwigstr. 25 · D-80539 München
jochen.hafner@romanistik.uni-muenchen.de

- 1 *Der Roman vom Weißen Ritter Tirant lo Blanc*, aus dem Altkatalanischen von Fritz Vogelsang, S. Fischer Verlag, Frankfurt/M.
- 2 Bonner, Antoni (ed.) (1989): *Fèlix o el Llibre de Meravelles*, in: *Obres selectes de Ramon Llull*, Patronat Ramon Llull, Palma de Mallorca, vol. 2, 7-393.
- 3 12 katalanische Handschriften des 14.-17. Jh., eine altfranzösische Übersetzung (Ms., 15. Jh.), 5 Ms. der toskanisch-italienischen Übersetzung (15.-17. Jh.), eine kastilische Übersetzung (15. Jh.); hingegen – äußerst ungewöhnlich für das Werk Lulls – keine lateinische Version des Textes. Es sei hier auch auf die wunderbare Handschriftendatenbank verwiesen, die das Raimundus-Lullus-Institut der Universität Freiburg i.Br. im Netz zur Verfügung stellt: <http://www.theol.uni-freiburg.de/institute/ist/qut/llull> (Zugriff 20.02.2008).
- 4 Verzeichnet sind die modernen katalanischen Ausgaben, die modernen Ausgaben der mittelalterlichen französischen Übersetzung, die modernen deutschen Übersetzungen von Lulls Werk – *Felix* lag bisher noch in keiner vollständigen deutschen Übersetzung vor – sowie die katalanischen und lateinischen Textsammlungen von Lulls Schriften.
- 5 Exemplarisch seien hier nur einige wenige Kapitel aus dem 8. Buch angeführt: "Was der Mensch ist", "Wozu der Mensch lebt", "Warum der Mensch stirbt", "Warum der Mensch die Freuden dieser Welt liebt", "Von der Freude, die der Mensch am Verstehen findet", "Warum der Mensch Freude am Geschmacks-

sinn hat", "Vom aktiven und vom kontemplativen Leben", "Von Glauben und Unglauben", "Von Macht und Schwachheit", "Von Reichtum und Armut", "Von Schönheit und Hässlichkeit", "Vom Gewissen", "Vom Regieren", "Von der Sünde", "Von der Auferstehung", "Von Wundern".

- 6 Seite 1 des *Felix*-Prologs, Ms., 15. Jh., aus dem Bestand der Bayerischen Staatsbibliothek München, 595 hisp. 51, fol. 3 r.
- 7 Institut Ramon Llull (Barcelona), Conselleria d'Educació i Cultura, Direcció General de Política Lingüística (Palma de Mallorca), Berta Hess-Cohn Stiftung (Basel).

Melanie Urban, Kulturkontakt im Zeichen der Minne. Die Arabel Ulrichs von dem Türlin (Mikrokosmos: Beiträge zur Literaturwissenschaft und Bedeutungsforschung 77), Peter Lang, Frankfurt/M. 2007, 389 pp.

Although Ulrichs *Arabel* has usually been relegated to the category of a minor work (exacerbated by the complexities in its transmission, here described, pp. 34-46 and analysed more fully in historical context, including the prose version, pp. 271-336), the whole body of material surrounding Wolfram's *Willehalm* has, or ought to have a special interest for present inter- or cross-cultural studies. This examination of Ulrich's work (the book was a Munich dissertation in 2005) is extremely full and careful, and offers insights not only into the cross-cultural aspects, but makes important judgements about the position of the work both independently and in relation to *Willehalm* in so doing.

After an introductory (and necessary) consideration of cultural terms and cul-

tural confrontations, the work examines first the prologue in some detail, noting the stress on *Minne* and the differences from *Willehalm* (p. 66), notably in the context of the authority-assertions by Ulrich beside the ongoing use of Wolfram as legitimation. Although inevitably determined by Wolfram's work -- it explains the development of the love between Arabel/Kiburc and the captive Willehalm (and also her conversion) -- the emphases are not the same.

The first major section considers nature and society, including female beauty, precisely that of Arabel being of importance in the context as part of divine omnipotence regarding both Christians and non-Christians. The orient-occident difference is then considered (and here there are closer links to the model, *Willehalm*), with emphasis among other elements upon family and geographical space. In the former context we might add here a reference to Sylvia Stevens, *Family in Wolfram von Eschenbach' Willehalm* (New York: Lang, 1997). A major portion of this in itself important section is to do with the concept of history and the reflection of the Roland story, pp. 108-118. There is a sense in which the conclusions (p. 122f. and indeed throughout) on the dominant presentation of Christianity are to be expected, but the evidence is clearly laid out. Arabel is an ideal of Christian beauty, God-given whatever her background, and of particular interest is the section on the merging of religious and erotic motifs (see pp. 262-9), with an impressive analysis of the baptism motif as its high point. The sole reservation might be to question whether the paral-

lels drawn with the nakedness of the girl in Hartmann's *Armer Heinrich* are entirely pertinent (see p. 268), given that she represents an entirely different kind of allegory as a Christ-figure (naked and unashamed although post-lapsarian); possibly these parallels might simply have been developed more in terms of the different kinds of innocence, too (Arabel is not sexually innocent), while Heinrich's maiden is observed by the male doctor, by Heinrich and of course specifically by God.

The most important section is that concerned with *Minne*, and much attention is paid to the presentation of the games of chess in the work, an allegorical motif that is rightly viewed as central to a cross-cultural narrative theme, all the more strikingly when it carries both the ideas of love and the contrast of Christian and non-Christian. The relevant passages are examined in detail (with notes on the history of chess), and indeed is illustrated with three images from the Kassel MS. The author sums the chess motif up (p. 340-3) as the centre point of the *Minnebegegnung*, and notes that it can also "als *das* Paradigma für den Kulturkontakt zwischen Christen- und Heidentum gelesen werden." The chessboard separates and unites, functions as the location for verbal and nonverbal communication in respect of love and cultural difference, and also serves as a memorial (p. 343). It also, incidentally, provides a limited space for the two protagonists which is both confining and (as a game) infinite (aside from the love-dimension, one might almost invoke Stefan Zweig's shipboard chess game in his *Schachnovelle*). All

these features, argues the author, lift the work from its customary dismissal in the handbooks (Ehrismann's single-page summary spoke about Ulrich's *geringes Talent*, for example). The question of cultural confrontation is placed, finally in the context of the work's origins in or around the Přemyslid court of Ottokar II as patron and fighter for Christianity, Ulrich's *Arabel* originating "inmitten eines Umfeldes,...das von sprachlichem und kulturellem Austausch geprägt war" (p. 343). A very substantial bibliography completes a thoroughgoing and useful study of cultural contact between the non-Christian orient and the Christian west in Willehalm's love for and the integration into Christian society of Arabel. It is a valuable study of the various texts, a plural which is important, since it is virtually impossible, especially in view of the prose version, perhaps, to speak of a single text in this case at all.

*Prof. Brian Murdoch · School of
Languages · Cultures and Religions ·
University of Stirling · Stirling ·
Scotland · FK94LA · UK ·
born1@stir.ac.uk*

**Alpharts Tod. Dietrich und Wenezlan.
Hg. von Elisabeth Lienert und Viola
Meyer, Max Niemeyer Verlag, Tübingen
2007, VII, 136 S.**

Seit einigen Jahren bemüht sich die Forschungsgruppe "Die historische Dietrichepik. Neueditionen und Untersuchungen" unter der Leitung von Elisabeth Lienert erfolgreich darum, die nur im 19. Jh. kritisch edierten Dietrichepen (siehe aber Uwe Zimmer, 1972) neu herauszugeben. Inzwischen liegen u.a.

bereits *Dietrichs Flucht* und *Rabenschlacht* vor, jetzt schließen sich die Neueditionen von *Alpharts Tod* und *Dietrich und Wenezlan* an. Erstere Dichtung ist unikal in einer rheinfränkischen Papierhandschrift aus dem 15. Jahrhundert, letztere als Fragment von zwei unabhängig überlieferten Doppelblättern aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts erhalten geblieben. Die Handschriften werden hier jeweils zunächst detailliert beschrieben, wozu dann sich Erklärungen zur Editionsstrategie und zur technischen Einrichtung anschließen. Diese überschneiden sich jedoch zum großen Teil, wenngleich sich auch unterschiedliche Beobachtungen feststellen lassen. Insgesamt hätte man aber platzsparender vorgehen können. Allerdings handelt es sich sowieso nur um ein schmales Bändchen, so daß dies wohl nicht von ausschlaggebender Bedeutung gewesen sein wird. Der entscheidende Punkt besteht darin, und dies genauso wie schon in den früheren Neuauflagen, bei der Edition beider Texte so weit wie möglich der Handschrift zu folgen und nur sichere Fehler zu korrigieren, insbesondere auch dann nicht einzugreifen, wenn metrische Probleme und Reimungenauigkeiten auftreten. Selbst bei Doppelungen halten sich die Herausgeberinnen zurück, um nicht mögliche Dichterintentionen zu verfälschen. Während die bisherigen Herausgeber noch eine Strophenzählung durchführten, bedienen sich Lienert und Meyer einer durchgängigen Verszählung, fügen aber rechtsbündig noch die Strophenzahlen der Ausgabe Uwe Zimmers bei (1972). Man kann somit nicht mehr den Text ohne weiteres z.B. mit

der weiter verbreiteten Ausgabe von Ernst Martin (1866/1967) vergleichen, weil es zu Unstimmigkeiten in der Zählung kommt. Martin hatte eine Strophe vor 221 bewußt ausgelassen und den Text nur in einer Fußnote zitiert. Hier wird er dagegen aufgenommen, so daß zwar die Verszählung systematisch weitergeht, während die alte Strophenzählung nicht mehr stimmt und jeweils um eine Zahl verrückt ist. Ab Vers 1572 wird es dann gänzlich problematisch und muß man Martin ganz außer Acht lassen, denn 398 bei Lienert/Meyer ist eigentlich 396 bei Martin etc. Gerade deswegen ist die neue Verszählung so wichtig und wird in der Zukunft Mißverständnisse vermeiden helfen.

Wichtige Entscheidungen betreffen die Interpunktion, die dem heutigen Usus folgt, und die sprachliche Gestalt, denn von der Umsetzung in ein künstliches Normalmittelhochdeutsch wird Abstand genommen. Dies scheint mir der richtige Weg zu sein, schlug ich ihn ja auch bei meiner Edition von *Mai und Beafloer* (2006) ein, wenngleich so manche Kritiker sofort daran Anstoß zu nehmen sich bemüht gesehen hatten. Der Handschrift ist bestimmt der Vorzug zu gewähren, besonders wenn der Text nur in einer überliefert ist. Andere Entscheidungen, die die Auflösung von Kürzeln, Groß- und Kleinschreibung, die Wiedergabe des Schaft-s oder die Wiedergabe diakritischer Zeichen betreffen, folgen den bisher bei der Ausgabe der anderen Dietrichepen gepflegten Prinzipien, und ihnen ist durchweg zuzustimmen.

Die Ausgabe beider Texte wird stets von zwei Apparaten im Fußnotenteil be-

gleitet, der erste die handschriftliche Fassung betreffend, während der zweite Erklärungen und Übersetzungen bietet. Den Abschluß bilden ein Namensverzeichnis für *Alpharts Tod* und ein solches für *Dietrich und Wenezlan*, eine Liste der benutzten Abkürzungen und eine Bibliographie. Auf dieser Grundlage läßt sich gut weiterarbeiten, und wir müssen den Herausgeberinnen für ihre Leistung dankbar sein.

Prof. Dr. Albrecht Classen · University Distinguished Professor · Dept. of German Studies · 301 LSB · University of Arizona · Tucson · AZ 85721 · aclassen@u.arizona.edu · www.gened.arizona.edu/aclassen

María del Carmen Balbuena Torezano, La canción de alba en la lírica de la baja edad media. Análisis de los poemas del Monje de Salzburgo (Serie Estudios Literarios. Colección Nuevos Horizontes, 16), Servicio de Publicaciones Universidad de Córdoba, Córdoba 2007, 411 S.

Das mhd. Tagelied ist schon lange von der Forschung als eine hochinteressante Spezialgattung des Minnesangs erkannt worden, wie die zahlreichen Publikationen von Karl Bartsch (1883) und Walter de Gruyter (1887) bis zu Ulrich Knoop (1976), Gerdt Rohrbach (1986) und Albrecht Classen (1999; hier nicht konsultiert) vor Augen führen. Dies bedeutet nicht, daß deswegen die Diskussion zu diesem Thema abgeschlossen wäre, vor allem was die Tagelieder des späten Mittelalters betrifft (Classen). In ihrer umfangreichen Untersuchung, die auch vom Abdruck einer Textauswahl und de-

ren Übersetzung ins Spanische begleitet ist, bietet Balbuena Torezano einen großen Überblick zur gesamten Geschichte des deutschen Tageliedes, um sich im zweiten Teil vor allem auf die Tagelieder des Mönchs von Salzburg zu beziehen, dessen Identität sich bis heute nicht hat genau bestimmen lassen, wenngleich eine Reihe von Personen durchaus dafür in Frage kämen, wenn nicht alle Theorien dazu so widersprüchlich wären. Entscheidend ist aber vielmehr, daß dieser Dichter sicherlich den größten Erfolg mit seiner Liedkunst hatte und unvergleichlich häufiger rezipiert wurde als praktisch alle anderen mhd. Dichter. Die Autorin führt uns in die wichtigsten Aspekte seines literarischen Schaffens ein, hebt seine besonderen Leistungen auch auf dem musikalischen Gebiet hervor, behandelt seine Übersetzungen aus dem Lateinischen, um dann aber zunächst das Tagelied global zu berücksichtigen.

Balbuena Torezano faßt die verschiedenen bisher gelieferten Definitionen dieses Liedtypus zusammen, diskutiert die Entwicklungsstufen in Form und Inhalt, vergleicht das mhd. Tagelied mit den parallelen Texten in der europäischen Lyrik, um schließlich eine ausgiebige Strukturanalyse zu bieten, die ihr zugleich die Möglichkeit einräumt, die vielen verschiedenen Textvarianten im Vergleich heranzuziehen, wobei sie allerdings erstaunlicherweise die Chance unbeachtet läßt, sehr ähnliche Ansätze im Werk Oswalds von Wolkenstein zu konsultieren. Zum Schluß des Kapitels bezieht sie sich auch auf André Schnyders 'geplante' Edition von geistlichen Tageliedern, die jedoch bereits 2004 im

Druck erschienen ist. Das fertige Buchtyposkript muß also fast drei Jahre beim Verlag gelegen haben, oder die Autorin hat es nicht mehr geschafft, vor Drucklegung die neuere Forschung zu überprüfen.

Im folgenden Abschnitt behandelt sie die Tagelieder in anderen europäischen Sprachen, um sich jedoch schnell einer Strukturanalyse der Gattung schlechthin zu widmen, bei der sie sich aber auf die mhd. Vertreter stützt: Figuren, die männliche und die weibliche Rolle, der Wächter, die räumliche Situation (innen/außen), die Erfahrung des Tagesabbruchs, die Empfindung bei der Trennung etc. Sie geht auch auf die Fragen nach Rhythmus, Metrik u. dgl. ein, auf die Erfahrung der Sexualität, die Gefahren für die Liebenden und, etwas zu theoretisch abgehoben, auf die Rezeptionssituation, die bei solchen Liedern jedoch nur schwer nachzuvollziehen wäre.

Auf dieser breiten Grundlage führt dann Balbuena Torezano eine umfangreiche, fast zu detaillierte Untersuchung der Tagelieder des Mönchs von Salzburg durch, was letztlich etwas ermüdend wirkt, handelt es sich ja am Ende weitgehend um detaillierte Zusammenfassungen der Textaussagen gemäß all der Kategorien, die sie vorher allgemein isoliert hatte, ohne daß sich globalere Erkenntnisse daraus ableiten ließen. Es hätte sich eher gelohnt, systematisch die Gemeinsamkeiten mit bzw. Unterschiede zu den traditionellen Vertretern dieser Gattung herauszuarbeiten, was hier nur sporadisch zu Worte kommt.

Als Ergebnis stellt die Autorin heraus, daß das Tagelied eine relative Autonomie gegenüber dem traditionellen

Minnelied besitze, dennoch von vielen Gemeinsamkeiten geprägt sei, ob es die Idealisierung der Dame, den Wunsch des Mannes nach der Liebeserfüllung oder die Leiderfahrung betrifft. Aber der Mönch zeichnete sich auch dadurch aus, daß er innovative Elemente integrierte, unter denen Balbuena Torezano u.a. den Einsatz des Kuhhorns bzw. die Inversion der Liebesituation identifiziert.

Darauf stoßen wir auf die Bibliographie, die in einzelne Kategorien aufgeteilt ist, was die Suche nach bestimmten Titeln mühsam gestaltet. Im Anhang finden sich zunächst die Tagelieder des Mönchs mitsamt einer spanischen Übersetzung, dann ein Florilegium von mhd. Tageliedern bis zu Oswald von Wolkenstein, und zuletzt eine Auswahl von außerdeutschen Tageliedern, alle stets auf der gegenüberliegenden Seite ins Spanische übertragen. Leider gibt die Autorin nirgends an, woher sie die Texte geschöpft hat, und bei einem anonym überlieferten Lied, "Ich wil gen diser vassennacht", gibt es gar keine Möglichkeit, die Originalausgabe zu identifizieren. Offensichtlich hat sich Balbuena Torezano auf die Ausgabe von *Tageliedern des deutschen Mittelalters* gestützt, die Martina Backes 1999 bei Reclam herausgegeben hatte, was u.a. dazu führt, daß sich beim Vergleich mit den historisch-kritischen Ausgaben (z.B. von Hugo von Montfort und Oswald von Wolkenstein) erhebliche Unterschiede ergeben.

Insgesamt verdient die Autorin Anerkennung, sich in mühevoller Kleinarbeit mit der gesamten Gattung des mhd. Tageliedes auseinandergesetzt und diese systematisch vorgestellt zu haben, was

eine solide Basis für ihre erschöpfende Diskussion der Tagelieder des Mönchs abgibt. Wirklich neue Ergebnisse vermag sie zwar nicht vorzulegen, aber ihr Buch darf anerkannt werden wegen der Zusammenfassung des jetzigen Forschungsstandes und der Einführung dieses faszinierenden Themas in spanischer Sprache, ganz abgesehen von dem Verdienst, diesem hervorragenden Dichter des deutschen Spätmittelalters eine ganze Monographie gewidmet zu haben.

Prof. Dr. Albrecht Classen · University Distinguished Professor · Dept. of German Studies · 301 LSB · University of Arizona · Tucson · AZ 85721 · aclassen@u.arizona.edu · www.gened.arizona.edu/aclassen

Gunhild Roth und Volker Honemann, Jammerrufe der Toten. Untersuchung und Edition einer lateinisch-mittelhochdeutschen Textgruppe (Zeitschrift für deutsches Altertum – Beiheft 6), Hirzel Verlag, Stuttgart 2006, 84 S., 4 s/w Abb.

Diese ausschließlich kodikologisch und textphilologisch ausgerichtete Arbeit verzeichnet und ediert die Überlieferung einer Gruppe kurzer spätmittelalterlicher Reimtexte, die treffender 'Warnrufe' genannt würden, da ihr Ziel in der Motivierung der Rezipienten zu einem den kirchlichen Normen konformen Leben liegt, um so die Strafen in der anderen Welt zu vermeiden. Ein Toter beklagt im Sinne des Memento mori und des Contemptus mundi seinen Zustand, seine früheren Sünden und Eitelkeiten, das schreckliche Gottesgericht und ermahnt zu Besserung. Die Basis für die hier

textkritisch gedruckten sieben mittelhoch- und niederdeutschen Versionen bilden zwei eng verwandte lateinische Hymnen ("Planctus animae damnatae" bzw. "Lessus damnati", nicht datiert), die ebenfalls ediert werden. Sowohl diese als auch die volkssprachlichen Texte waren freilich teilweise bereits im Druck zugänglich.

Inhaltlich entsprechen die Texte so sehr der zeittypischen und bestens bekannten Kontemplation makaberer Themen, der Klage über die Sündhaftigkeit der Lebensführung und den Warnungen vor dem Weltgericht, daß sich kultur- und mentalitätshistorisch keine neue Perspektiven ergeben. Unverständlich bleibt, daß die (in einigen Handschriften erhaltene) Zeichnung des Toten am Beginn der 'Rufe' nicht wenigstens in einem Beispiel abgebildet wurde, obwohl die Texte ausdrücklich darauf Bezug nehmen.

Peter Dinzelbacher

Janina Drostel, *des gerte diu edele herzoginne. Möglichkeiten und Voraussetzungen weiblicher Teilhabe am mittelalterlichen Literaturbetrieb unter besonderer Berücksichtigung von Mäzenatentum (Kultur, Wissenschaft, Literatur: Beiträge zur Mittelalterforschung, 13)*, Peter Lang, Frankfurt a. M., Berlin et al. 2006, 576 S.

In ihrer im Wintersemester 2004/2005 von der Universität Oldenburg angenommenen und für den Druck überarbeiteten Dissertation widmet sich Janina Drostel einem Thema, das die Forschung schon lange beschäftigt hat und wozu bisher fast zahllose einschlägige Arbei-

ten vorliegen. Sie fragt sich erneut, welche Möglichkeiten mittelalterlichen Frauen zur Verfügung standen, um am literarischen Diskurs ihrer Zeit teilzunehmen (siehe dazu jetzt Albrecht Classen, *The Power of a Woman's Voice*, 2007). Einerseits geht es darum, inwieweit Frauen selbst aktiv Beiträge lieferten, also dichteten oder sich überhaupt schriftlich zu Wort meldeten, andererseits darum, inwieweit sie als Förderinnen bzw. Mäzeninnen von Literatur auftraten, wobei der Unterschied zwischen beiden Bereichen gar nicht so deutlich sein dürfte, vor allem wenn wir an Frauen denken, die ihre Texte einem Amanuensis diktierten oder deren Texte im Laufe der Zeit immer weiter rezipiert und sogar übersetzt wurden (vgl. dazu Sara Poor, *Mechthild of Magdeburg and Her Book*, 2004, hier nicht konsultiert).

Um eine Grundlage für ihre Untersuchung zu schaffen, betrachtet Droste zunächst, welche Bildungsmöglichkeiten für Frauen im Mittelalter bestanden (vor allem in den Klöstern), um dann den Bereich der verschiedenen Kenntnisse, die sich Frauen auf den Gebieten des Lesens, Schreibens, der Fremdsprachen, der *septem artes liberales* u.a. erwerben konnten, abzuhandeln. Anhand eines recht breiten Überblicks zeigt sie auf, wieviele Frauen in der deutschen Literatur über eine relativ hohe Bildung verfügten (auch La Pucele in Renauds de Beaujeu *Le Bel Inconnu* kommt zur Sprache, aber der Autorin ist offensichtlich die deutsche "Übersetzung" *Wigalois* durch Wirnt von Grafenberg unbekannt geblieben).

Anschließend wendet sich Drostel der die historischen Quellen betreffen-

den Frage zu, welche Bücher sich während des Mittelalters im Besitz von Frauen befanden, was sie ganz konkret anhand von Einzelfällen untersucht. Der Abschnitt zu "Frauen als Autorinnen" geht zwar auf einige der wichtigsten Figuren ein (Dhuoda, Mechthild von Magdeburg, Christine de Pizan und Elisabeth von Nassau-Saarbrücken), läßt aber sehr viel zu wünschen übrig (noch nicht einmal die Troubairitz finden Erwähnung!).

Größte Betonung legt die Autorin auf den durchaus wichtigen Bereich von Frauen als Mäzeninnen, was allerdings bisher schon umfangreich von Joachim Bumke und June Hall McCash in ihren jeweiligen Studien angesprochen worden ist. Drostel hofft, durch ihre detaillierte Neuüberprüfung zusätzliche Erkenntnisse vorzulegen, aber letztlich muß man doch, wenn auch anerkennend, konstatieren, daß es sich primär um eine Zusammenfassung der z.T. recht verstreuten Forschungsliteratur handelt. Immerhin greift sie weiter aus, analysiert die bisher entdeckten Figuren und deren Beiträge, wendet sich auch französischen und englischen Frauen zu (z.B. Eleonore von Aquitanien, Beatrix von Burgund), um dann die spezielle Rolle von Witwen in diesem tiefgreifenden Prozeß ins Auge zu fassen (Mechthild von der Pfalz und Margarethe von Österreich). Zuletzt reflektiert Drostel darüber, worin die verschiedenen Gründe für mittelalterliche Frauen bestanden haben mögen, sich als Mäzeninnen zu betätigen.

Diese umfangreiche Darstellung erweist sich als eine anerkennenswerte Fleißarbeit, die uns dazu verhilft, recht gut den bisherigen Forschungsstand in

den Griff zu bekommen. Drostel hat ohne Zweifel ausgiebig recherchiert und intensiv die relevante wissenschaftliche Literatur konsultiert. Mit Hilfe der sehr detaillierten, wenngleich nicht erschöpfenden Bibliographie und des begrüßenswerten Index, der sich allerdings fast nur auf die Namen bezieht, läßt sich die Fülle an hier versammelter Information gut erschließen. Nur der Bereich von Frauenliteratur aus erster Hand bleibt unterbelichtet, aber die Autorin hat immerhin einige der wichtigsten repräsentativen Figuren berücksichtigt.

Prof. Dr. Albrecht Classen · University Distinguished Professor · Dept. of German Studies · 301 LSB · University of Arizona · Tucson · AZ 85721 · aclassen@u.arizona.edu · www.gened.arizona.edu/aclassen

Sebastian Brant: Das Narrenschiff. Die Bibliothek der verbotenen Bücher. Index Librorum Prohibitorum. Herausgegeben und eingeleitet von Heinz-Joachim Fischer. Wiesbaden: Marix Verlag GmbH, 2007, 352 S.

Bei der vorliegenden Ausgabe von Sebastian Brants "Narrenschiff" handelt sich nicht um eine Ausgabe des Originaltextes des Drucks von Basel 1494 und erst recht keine kritische Edition, sondern, wie dem Impressum – seltsamerweise nur dort – zu entnehmen ist, um eine "durchgesehene, sprachlich leicht angepaßte Neuausgabe nach den Ausgaben Basel 1494 und Leipzig 1872". Heinz-Joachim Fischer stützt sich bei seiner Ausgabe also auf den Text des Originals von 1494 und hat dafür wohl

eine der Faksimileausgaben benutzt; die in vier Auflagen bei Niemeyer erschienene kritische Edition von Manfred Lemmer und auch die 2005 erschienene Ausgabe von Joachim Knape erwähnt (und benutzt?) Fischer nicht. Gemäß obenstehender Angabe im Impressum stützt er sich auch auf die von Karl Goedeke besorgte Ausgabe (Leipzig 1872), die Brants Text orthographisch modernisiert wiedergibt. Fischers "Narrenschiff"-Ausgabe ist also keine wissenschaftliche Edition des Originaltextes und schon gar nicht eine kritische Edition, sondern eine zurückhaltende Übertragung des frühneuhochdeutschen Textes Brants ins Neuhochdeutsche, eine Modernisierung des Textes, wie wir sie auch von Karl Simrock (Berlin 1872) und in weiterer Bearbeitung von Hans-Joachim Mähl (Stuttgart 1964) kennen und die Fischer ja ebenfalls gekannt haben dürfte.

Fischer folgt in seiner Übersetzung, die sich ganz gut liest und sich im wesentlichen dem Originaltext anlehnt, den Versen Brants und gibt diese in demselben Metrum (Knittelverse) wieder. Die drei Verse, die Brant bei jedem Kapitel als eine Art Motto über den Holzschnitt gesetzt hat, läßt Fischer seltsamerweise ohne Abtrennung zu Beginn des Kapitels erscheinen.

Die Holzschnitte des Drucks von 1494 sind erfreulicherweise in Originalgröße wiedergegeben, dies im Gegensatz zu den Ausgaben der Verlage Reclam und Niemeyer. Woher Fischer die Abbildungsvorlagen genommen hat, verrät er nicht einmal im Impressum.

Fischer gibt seinem "Narrenschiff" eine sehr weitgefaßte kulturhistorische

Einführung bei (S. 11-27). Über Brant und dessen Bedeutung als Autor des "Narrenschiffs" und zahlreicher anderer Werke, als Jurist und als Politiker erfährt der Leser in dieser Einführung allerdings nur wenig. Für Fischer war hingegen die Tatsache von zentralem Interesse, daß das "Narrenschiff" 1612, also lange nach dem Erscheinen der Erstausgabe und zudem in lateinischer Bearbeitung ("Stultifera navis", Basel 1574), mit seiner Kirchen- und Pfaffenkritik bei den Zensoren an der Kurie auf Kritik stieß, dann aber doch nicht auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt wurde, wie dies im übrigen dem – von Fischer nicht erwähnten – Aufsatz "Pauca censura digna. Das ›Narrenschiff‹ Sebastian Brants in den Zensurakten des Vatikans" von Peter Godman und Michael Rupp (in: *Ars und Scientia im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. Ergebnisse interdisziplinärer Forschung.* Tübingen und Basel 2002, S. 255-266) zu entnehmen ist.

Im Anhang finden sich 444 kurze Wort- und Sacherklärungen zum Text des "Narrenschiffs". Dabei handelt es sich lediglich um einen Kommentar ausgewählter Stellen.

T. Wilhelm

Barbara Schmid, Schreiben für Status und Herrschaft. Deutsche Autobiographik in Spätmittelalter und früher Neuzeit, Chronos Verlag, ohne Ort [Zürich], 2006, 255 S.

Zwar kann man nicht behaupten, autobiographische Werke und Selbstzeugnisse, die ab dem späten Mittelalter in beachtlicher Zahl überliefert sind, wären

von der älteren Forschung überhaupt nicht wahrgenommen worden: Kaiser Maximilians I. Weisskunig und Teuerdank, Schriften des Aeneas Silvius Piccolomini, Helene Kottanner oder auch Texte aus dem Umkreis von Kaufmannsfamilien aus Nürnberg oder Augsburg und aus Wien waren schon immer Gegenstand literaturwissenschaftlicher wie geschichtswissenschaftlicher Studien und waren zumindest in ihrer Existenz bekannt. Erst seit wenig mehr als zwei Jahrzehnten aber werden sie als eigenständige Erscheinung wahrgenommen und systematisch erschlossen, wobei vor allem der tatsächliche Umfang des überlieferten Materials noch lange nicht überblickt werden kann. Vorliegende Studie basiert auf einer umfassenden Quellenstudie und nimmt in ihrer Fokussierung auf die Autobiographik in Nürnberg und Augsburg für sich in Anspruch, repräsentativ für die im weiteren deutschen Sprachraum erhaltenen Zeugen zu sein.

Städtische Bestände einerseits, sowie die Schriften der Kaiser, Könige und in ihren Diensten stehender Amtsträger andererseits bezeichnen die beiden dominierenden Überlieferungsstränge. In der Literatur des städtischen Bürgertums finden sich neben autobiographischen Gattungen wie dem Hausbuch, der selbständigen Lebensbeschreibung, persönlichen Berichten auch allgemeinere Geschlechterbücher, Kinderverzeichnisse und anderes mehr, die unschätzbare Blicke auf die zeitgenössischen Mentalitäten erlauben. Somit wird das methodische Vorgehen vom zweifachen, literatur- und sozialgeschichtlichen Interesse bestimmt. Die Untersuchung setzt

sich aus drei Teilen zusammen: der erste Teil (Kapitel 2) diskutiert den theoretischen Zugriff über Positionen und Begriffe der Forschung und entwickelt im Hinblick darauf die eigenen methodischen Instrumentarien, indem demonstriert wird, was in der älteren Forschung eine unvoreingenommene Sicht auf Formen und Funktionen der frühen autobiographischen Dokumente verstellt habe.

Der ausführlichen und überzeugenden Analyse des autobiographischen Schrifttums in den Reichsstädten Nürnberg und Augsburg ist der zweite Teil gewidmet. Im dritten Teil werden die autobiographischen Schriften aus dem Umkreis Karls IV. und Friedrichs III. diskutiert. Der vierte Teil (Kap. 5) versucht die bis dahin gewonnenen Erkenntnisse am Beispiel der ehrgeizigen literarischen Tätigkeit Kaiser Maximilians I. zu überprüfen und zu vertiefen. Den beiden hauptsächlichsten Überlieferungen ist gemein, dass "ihre Schriften Mittel zur Förderung der gesellschaftlichen Auszeichnung der Autoren und ihrer nächsten Angehörigen respektive von deren herrschaftsbezogener Selbstbehauptung waren". Alle hatten die von ihnen beanspruchte Vorrangstellung zu legitimieren und zogen dazu kraft ihrer Augenzeugenschaft autorisierte Aufzeichnungen zum eigenen Leben bei. Nicht also irgendein Ringen um Selbsterkenntnis, sondern die den "Erfolg von Geschlecht und Dynastie garantierende

Auseinandersetzung mit Status und Herrschaft standen im Mittelpunkt ihres Schreibens".

Die Fragestellung der Autorin konzentriert sich auf eben diesen Komplex, und ihr Verdienst ist nicht nur darin und in der Erschließung teilweise nicht bekannten Materials zu sehen, sondern ebenso in der konzisen Diskussion von Überlieferungslage, Forschungsgeschichte und -positionen. Dazu folgt eine eindrucksvolle und gut erschlossene Bibliographie und aufschlussreiche Anhänge mit Texten vor allem von Frauen. Bewusst enthält sich Schmid weitgehend aller Interpretationsmöglichkeiten der von ihr untersuchten Texte im mentalitäts- oder sozialgeschichtlichen Sinn, was aber nicht heißt, dass dies auch bei den ältesten Werken nicht möglich wäre. Zwar sind die abgedruckten Texte durch ihre Nüchternheit und Distanz ausgezeichnet, aber Kinderverzeichnisse etwa der hier behandelten Persönlichkeiten erlauben sich durchaus bisweilen Ausdrücke des Schmerzes oder der Empathie im Falle von Leiden oder Tod der eigenen Kinder. Dort mag auch besagtes "Ringen um Selbsterkenntnis" schon früh greifbar werden, auch wenn es noch lange nicht, da ist der Autorin zuzustimmen, zum bevorzugten Anlass des Schreibens wird.

*Prof. Dr. Michael Dallapiazza ·
Università, Istituto di Lingue · Piazza
Rinascimento 7 · I-61029 Urbino ·
michael.dallapiazza@univsb.it*

Die Reise eines niederadeligen Anonymus ins Heilige Land im Jahre 1494, hg. Gerhard Fouquet. Redaktion Tobias Delfs und Thomas E. Hennopp (Kieler Werkstücke. Reihe E: Beiträge zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, 5), Peter Lang, Frankfurt a.M., Berlin et al. 2007, 311 S.

Im Spätmittelalter gehörte es fast schon zum guten Ton, sich zumindest einmal auf große Reise zu begeben, natürlich bevorzugt nach Jerusalem oder nach einem anderen wichtigen Pilgerort (Rom oder Santiago de Compostela). Daher liegen uns auch zahllose Reiseberichte vor, die ein lebendiges, tiefgreifendes Bild der Mentalitätsgeschichte vermitteln und zugleich wichtigste Zeugen abgeben für das Fremdverstehen bzw. das Fehlen genau dieses. Zu besprechen gilt hier die Ausgabe eines anonymen Reiseberichts durch den Kieler Historiker Gerhard Fouquet und einer Gruppe studentischer Mitarbeiter, die sich nicht damit zufrieden gegeben haben, einfach den Text erneut zur Lektüre zur Verfügung zu stellen, sondern zugleich mit großer Sorgfalt wissenschaftliche Untersuchungen durchgeführt haben, um die Aussagekraft und die Bedeutung des Reiseberichts im weiteren Rahmen detailliert zu erkunden.

Dieser Anonymus reiste mit einer größeren Gruppe Adliger vom 2. Mai bis 16. November 1494 von München nach Venedig, von dort zum Heiligen Land und kehrte am 16. November 1494 nach München zurück, zu seiner großen Erleichterung nach all den Strapazen und Gefahren, die er auf sich zu nehmen hatte. Der Bericht liegt u.a. in einer Giebener Handschrift aus dem Jahre 1603

vor, und Fouquet und sein Team haben ihn weitgehend so belassen, wie sie ihn vorfanden, griffen nur hinsichtlich der Groß- und Kleinschreibung und der Zeichensetzung ein, was als völlig korrektes Vorgehen zu bezeichnen wäre und auch den Literaturwissenschaftler zufriedenstellen wird.

Fouquet selbst diskutiert den Reisebericht zunächst als Ausdruck adliger Bewährung und Repräsentation, verlangte ja eine solche Pilgerschaft erhebliche finanzielle Mittel, die sich insgesamt doch nur eine kleine Gruppe Reiselustiger leisten konnte. Fouquet hebt außerdem hervor, wie sehr sich der Anonymus für alltägliche Dinge, dann aber besonders für Militärisches und höfische Lebensformen interessierte, sich also keineswegs von irgendwelcher Ritterromantik in diesem Zusammenhang blenden ließ und sehr realistische Schilderungen auch von kleineren Aspekten lieferte. Dazu gehören aber auch verschiedene Todesfälle und Erdbeben auf Kreta.

Wer der Anonymus gewesen sein mag, bleibt bislang unerfindlich, obwohl Tobias Delfs gründlich alle möglichen Personen, die sich dahinter verstecken mögen, daraufhin überprüft, ob sie mit dem Text näher in Verbindung stehen. Sicher ist allerdings, daß der Bericht 1494 abgefaßt wurde und daß der Anonymus eng mit dem Münchener Hof in Verbindung stand. Christian Hagen behandelt die Reisevorbereitungen, Sehenswürdigkeiten und Merkwürdigkeiten in Venedig, während Nils Kimme und Sabine Reimann die Reise von Venedig bis Jaffa, Bernd S. Robionek die Erfahrung des politischen Raumes von

Südosteuropa, wo sich ja seit 1453 immer stärker der Einfluß der Ottomanen bemerkbar machte, aus der Sicht der Reisenden, Thomas E. Henopp die religiöse Fremdbegegnung in unserem Text und Sina Westphal schließlich die Frömmigkeitsvorstellungen im Spätmittelalter anhand dieses Dokuments studiert.

Der Herausgeber hat als Hilfestellung ein Itinerar der Reise erstellt und ein Verzeichnis heilsgeschichtlicher Personen, eine Karte und ein Register an das Literaturverzeichnis angefügt. Die Textausgabe wird am Rande immer mit Seitenverweisen auf die Handschrift ergänzt, und erklärende Hinweise finden sich in den Fußnoten. Ohne Zweifel, es handelt sich um eine begrüßenswerte Edition eines weiteren Reiseberichts, und je mehr uns vorliegen werden, desto besser werden wir in der Lage sein, die Mentalitäts- und Alltagsgeschichte jener Zeit aus der Sicht von Pilgerfahrern aus dem adeligen Milieu zu begreifen.

Prof. Dr. Albrecht Classen · University Distinguished Professor · Dept. of German Studies · 301 LSB · University of Arizona · Tucson · AZ 85721 · aclassen@u.arizona.edu · www.gened.arizona.edu/aclassen

Rom – Jerusalem – Santiago. Das Pilgertagebuch des Ritters Arnold von Harff (1496-1498). Nach dem Text der Ausgabe von Eberhard von Groote übersetzt, kommentiert und eingeleitet von Helmut Brall-Tuchel und Folker Reichert, mit den Abbildungen der Handschrift 268 der Benedikti-

nerabtei Maria Laach und zahlreichen anderen Abbildungen, Böhlau Verlag, Köln, Weimar, Wien 2007, 279 S., 47 Abb.

Fremdbegegnungen und Reiseerfahrungen im Spätmittelalter gehören zu den derzeit aufregendsten Forschungsthemen, ob sich dies auf den Reisebericht Marco Polos oder die zahllosen Pilgerberichte bezieht. Aber viele der wichtigsten Darstellungen bleiben weiterhin dem heutigen Leser verschlossen, weil sie nur in veralteten Editionen vorliegen. Arnold von Harff (1471-1505), Herr zu Nierhoven in der Nähe des heutigen Mönchen-Gladbach, unternahm eine der ambitioniertesten Reisen, als er 25 Jahre alt war, und gelangte dabei nach Ägypten, Palästina, Syrien und in das Osmanische Reich. Ob er tatsächlich auch die arabische Halbinsel bereiste und sogar Mekka besichtigte, wie er behauptet, und dann sogar das Priesterreich des Heiligen Thomas in Indien aufsuchte, d.h. dessen Grab im indischen Mailapur, scheint eher fraglich zu sein, zeigt aber deutlich an, wie stark dieser Autor sich als hervorragender Vertreter derjenigen verstand, die wagemutig die weite Welt bereisten und sich damit Bildung, Ruhm und Ansehen erwarben. Er scheint sich sowohl auf Polos als auch Mandevilles Beschreibungen gestützt zu haben, was den angeblichen Abstecher nach Indien betraf, und für seine Angaben über Innerafrika dürfte er sich auf die gleiche Quelle gestützt haben wie Martin Waldseemüller für seine *Cosmographiae introductio* von 1507. Außerdem verfolgte Arnold sowohl auf seiner Hin- als auch auf seiner Rückreise eine recht ungewöhnliche Route und er bemühte sich

auch ständig darum, was diesen Reisebericht hochinteressant gestaltet, sich mit den lokalen Kulturen und Sprachen vertraut zu machen. Überall stieß er auf andere Deutsche, die ihn in die jeweiligen Sitten und Regeln einführten und ihm sprachlich weiterhalfen. In seinen Reisebericht nahm er dementsprechend zahlreiche Angaben über praktische Aspekte auf und bot sogar Wörterlisten für verschiedene Sprachen, die jedenfalls für seine damaligen niederrheinischen adligen Leser höchst exotisch klangen und generell selbst für uns heute anzeigen, auf welche weiten Wege sich Harff begeben hatte: Kroatisch, Albanisch, Griechisch, Arabisch, Hebräisch, Türkisch, Ungarisch, Baskisch und Bretonisch.

Interessanterweise fügte er oft den Fragesatz: "Frau, kann ich mit Dir schlafen?", oder den Aufforderungssatz: "Gute Frau, laßt mich bei Euch schlafen!" an. Dies allerdings nicht im Türkischen, Ungarischen oder Bretonischen. Und anlässlich seiner Gefangenschaft in Gaza warnt er sogar seine Leser davor, sich auf heidnische Frauen einzulassen (182), ohne sich deutlicher zu erklären – wie er überhaupt seine Leidenszeit dort schnell überspringt, vielleicht weil er vergewaltigt wurde, deutet er ja an: "zu welchen Sachen wir gezwungen wurden" (182).

Harff kehrt im November 1498 in die Heimat zurück, wie wir aus Urkunden sicher entnehmen können, aber in seinem Reisebericht behauptete er, wesentlich länger unterwegs gewesen zu sein, um die Wahrscheinlichkeit zu erhöhen, wirklich nach Indien gelangt zu sein. Die heute noch vorhandenen zwölf

Handschriften, dazu drei verschollene plus einige andere, auf die wir sicher schließen können, zeigen an, welcher Popularität sich dieser Reisebericht erfreute. Eberhard von Groote publizierte dieses Tagebuch 1860 zum ersten Mal und stützte sich auf drei Handschriften, die leider verloren sind. Deswegen sind bis heute keine Versuche unternommen worden, eine neue historisch-kritische Ausgabe zu erstellen, und die beiden Autoren der vorliegenden Übersetzung haben ebenfalls Abstand davon genommen, in die Vorlage einzugreifen, notieren aber in Fußnoten historische Irrtümer, bieten Erklärungen und moderne geographische Bezeichnungen.

Der Originaltext enthält nicht viele Schwierigkeiten und könnte nach kurzer Übung sogar von einem Laien relativ gut gelesen werden, weswegen von Groote auch keine neuhochdeutsche Übersetzung angefügt hatte. Diese Aufgabe übernahmen jetzt Brall-Tucher und Reichert, wobei sie sich jedoch darum bemüht haben, möglichst nahe am Original zu bleiben, um den historischen Charakter mehr oder weniger zu bewahren. Sie irren sich jedoch darin, daß die heute noch existierenden Handschriften den Übergang zur "frühmittelhochdeutschen Schreibsprache" anzeigen (16), gemeint kann nur sein: frühneuhochdeutsch.

Der schöne Band ist mit 47 handkolorierten Illustrationen des Codex 268 aus der Bibliothek des Klosters Maria Laach geschmückt, aber die Folio-Seite wird niemals genannt. Der Reisebericht endet mit Harffs Entfernungangaben für alle Städte, Dörfer und Landschaften, worauf ein sehr hilfreiches Orts- und Personenregister der zwei Übersetzer

folgt. Für die Forschung wird zwar weiterhin die Ausgabe von Grootes (rpt. 2004) ausschlaggebend bleiben, aber dieses Buch wendet sich doch an erster Stelle an den allgemein historisch interessierten Leser, der wirklich gut bedient wird. Sehr begrüßenswert ist auch, daß die verschiedenen Schriftproben für Hebräisch oder Arabisch als Abbildung nach dem Original wiedergegeben werden. Die Bibliographie der Forschungsliteratur ist umfangreich, aber nicht vollständig.

Nur noch nebenbei sei angemerkt, daß das Buch etwas ungewöhnlich gestaltet ist und der Gewöhnung bedarf, denn die Seitenangaben erscheinen nur rechterhand übereinander, die Fußnoten werden jeweils in die Seitenecke gerückt, und die fortschreitende Reiestrecke wird am linken Rand der linken Seite im Bläßdruck angegeben, wohin aber der Blick kaum streift. Insgesamt haben Brall-Tuchel und Reichert sowohl für die Erforschung der spätmittelalterliche Reiseliteratur allgemein als auch des Harffschen Werkes einen wichtigen Beitrag geleistet, auch wenn sie primär das breite Lesepublikum ansprechen.

Prof. Dr. Albrecht Classen · University Distinguished Professor · Dept. of German Studies · 301 LSB · University of Arizona · Tucson · AZ 85721 · aclassen@u.arizona.edu · www.gened.arizona.edu/aclassen

Scott Lightsey, Manmade Marvels in Medieval Culture and Literature (The New Middle Ages), Palgrave Mac

Millan, Houndmills, Basingstoke, Hampshire, and New York 2007, xv, 212 pp., 9 ill.

Manmade objects have often been perceived as marvels, and every stage in human history has witnessed this perplexity on the part of those who do not understand the mechanisms behind those so-called marvels. In the Middle Ages many technological developments also led to the rise of such marvels, which quickly served as convenient backdrops in literary documents, challenging the protagonists in their minds and their physical existence, unless they utilized them to their own advantage. Scott Lightsey here investigates the role played by such manmade objects in the courts of later medieval Europe, arguing that this topic has not yet been adequately examined. Unfortunately, obviously ignorant of German, he did not take note that Lambertus Okken had already offered an extensive examination of this topic (*Das goldene Haus und die goldene Laube: Wie die Poesie ihren Herren das Paradies einrichtete*, 1987). But considering Lightsey's research orientation, medieval English literature, this would not necessarily detract from his own contribution since he is focusing on Chaucer, *Piers Plowman*, the Alexander-the-Great narrative in John Gower's *Confessio Amantis*, and John Mandeville's *Travels*. He mentions a few marvels in medieval romances in Old French and touches upon accounts concerning marvelous objects allegedly created by Albertus Magnus and Roger Bacon, but all this remains rather spurious and does not gain any depth. A strange sentence on p. 23 illustrates some of the

problems right from the start (which might also reveal the reviewer's ignorance): "Bill Brown's 'Things,' the quasi-objects of Serres and Latour, Donna Haraway's material-semiotic actors, and the entities inhabiting the networks envisioned in Grossberg's spatial-materialist ontology all speak to the difficulties we have seen in extending broad categories over particular examples of *mirabilia*." Lightsey obviously strives to create a theoretical base for his subsequent discussion, but I find these comments more baffling than helpful.

The first chapter focuses on *Piers Plowman*, but the author is primarily concerned with historical accounts of marvels used in public royal parades, at various courts in Pavia and elsewhere in Italy, and the 1377 coronation pageant for Richard II. Only then does Lightsey turn to his textual analysis because Langland's account reflected upon the employment of mechanical marvels created by the goldsmiths as an opportunity to demonstrate their loyalty to the Crown.

Subsequently the author turns to Chaucer who offers numerous references to marvels in his work, but increasingly substitutes traditional admiration for the supernatural with a critical reading, thereby undermining the authority of marvels, both in his *Squire's Tale* and in the *Franklin's Tale*. Comic deconstructs the marvel in the *Tale of Sir Thopas*, but all of the examples might indicate that Chaucer was fairly familiar with mechanical marvels produced at his time in France, Germany, and Italy. Lightsey reaches this conclusion based on the observation that the marvels contained in

the narratives are explained in great detail, which takes away some of their wonder, especially because the poet commodifies and commercializes these objects.

Lightsey extends this discussion into the third chapter, emphasizing the technological transformation in the late Middle Ages as reflected by Chaucer and also his contemporaries, such as Christine de Pizan (no thorough discussion here). This finds perhaps best expression in Chaucer's poem "The Former Age" that deals with the "concern over the moral decay brought on by modern *techne*" (86). In the *Nun's Priest's Tale* we can observe the conflict between faith and empiricism, or the tension between marvel and critical approaches to technical objects; and in the *Canon's Yeoman's Tale* the focus hinges on the role of alchemy which also indicates man's interest to imitate God, which Chaucer condemns, as to be expected.

Similarly, John Gower viewed the employment of technical gadgets, marvels, by Alexander the Great in his *Confessio Amantis* with considerable suspicion and criticized the ruler for his hubris, in conformity, actually, with traditional attitudes toward this protagonist, going so far as to condemn him for his curiosity as a sinful behavior. In fact, Alexander here emerges as a monstrous hybrid himself, as represented by his lustful eyes: "whatever he sees, he must conquer" (123). Not surprisingly, Alexander utilizes prosthesis, which Lightsey defines as "a fabricated extension of the human body, whether integral or attached" (125). But this prosthesis misleads Alexander, according to Gower, to

believe that it might help to overcome man's shortcomings since the time of the Fall, transforming him actually into a monster because of the use of marvels.

Finally, studying Mandeville's *Travels*, Lightsey observes how much the author worked on making the Chinese marvels accessible to his European readers insofar as he tends to explain the mechanics behind them, robbing them, so to speak, of their property of wonder. Nevertheless, Mandeville still viewed the marvels as negative because of their "presumptive imitations of the terrestrial paradise" (154). Lightsey concludes that the advancements in technology during the late Middle Ages were regarded highly ambivalently, both as a sign of man's God-given technical skills and as an attempt to breach limits imposed on man by God.

The apparatus to this book proves to be a little chaotic. The notes are supposed to contain the same information as the bibliography in shortened form, but many times either a title listed in the notes does not appear in the bibliography or is missing page numbers. Or abbreviated references in the notes cannot be detected in the bibliography, if they are not missing altogether there. The volume concludes with a welcome index. It would have helped considerably if this study would have been supported by a brief introduction into the history of technology in the late Middle Ages, allowing us to understand better what the poets used in contrast to those objects that were really available.

*Prof. Dr. Albrecht Classen · University
Distinguished Professor · Dept. of
German Studies · 301 LSB · University*

*of Arizona · Tucson · AZ 85721 ·
aclassen@u.arizona.edu ·
www.gened.arizona.edu/aclassen*

Teaching Chaucer. Ed. Gail Ashton and Louise Sylvester (Teaching the New English), Palgrave MacMillan, Houndmills, Basingstoke, Hampshire, and New York 2007, xi, 167 pp.

Medieval research must also consider how we best convey our understanding of the past to ever new student generations, readers, and listeners. The challenges are considerable, considering the dwindling resources, the competition from scholarship dealing with the modern and postmodern world, the growing lack of linguistic skills that make the availability of translations constantly more important and necessary, and the disinclination of the current student population virtually everywhere to engage with traditional philology and other core disciplines in our field. But there is no reason to give up hope, though all of us in the "trenches" of teaching the Middle Ages need to strive for new approaches, must take into consideration the new media and their enormous possibilities, and accept that the time has gone when we were still pursuing teacher-centered principles in our classes. Today we often have to embrace a learner-centered approach, which has, indeed, numerous advantages.

The contributors to the present volume address the question how to teach Chaucer today, particularly in a university setting in Great Britain, that is, at universities that were founded after 1992, at liberal arts colleges, and at large

state universities in the United States. The papers were originally presented at the 2006 New York meeting of the New Chaucer Society (inaugurated in 1994), and investigate a wide range of methodologies, materials, and pedagogies in teaching Chaucer. They are all based on practical experience, but some of them also investigate the new research materials available online, and in this sense these studies can serve paradigmatically for all of Medieval Studies within the framework of academic teaching.

Peggy A. Knapp illustrates how she combines fundamental theoretical writing with her discussion of Chaucer's *Canterbury Tales*, drawing from Raymond William's Marxist approaches to literature, Immanuel Kant's positions of disinterestedness and imaginative freedom, and Hans-Georg Gadamer's concept of literary hermeneutics of the merging horizons. On the one hand Knapp emphasizes the employment of language game in the interpretation of Chaucer's texts, on the other she underscores the need to incorporate theoretical reflections also, if not particularly so, in the case of a medieval poem.

Steven F. Kruger relies heavily on his students' ability to read the text in the original Middle English, and demonstrates how he achieves his desired goal of having his students gain a solid understanding of Chaucer's messages. He presents the various types of assignments and group works, and concludes with topics for the students' final papers. Fiona Tolhurst raises the question "Why we should teach" in light of a rather neglected text, Chaucer's *Legend of Good Women*, and introduces us to a perfor-

mative approach in teaching this medieval narrative, with students actually acting it out, which assists in improving their pronunciation skills and their actual understanding of the text. Moira Fitzgibbons offers her approach in which she asks her students to assume the role of some of the figures in Chaucer's *Canterbury Tales* and in some of Christine de Pizan's texts, which leads, as she underscores, to relatively intense creative writing.

One of the most challenging tasks always proves to be how to make students learn Middle English, or any other medieval language for that matter. Louise Sylvester presents a range of techniques that she applies in her classes, but she has no patent recipe, and we all will have to find our own avenues to implant at least a minimal knowledge of the original language our documents are in into our students. Simon Horobin turns to the Chaucer manuscripts as a teaching tool, which is now beautifully enhanced by way of online facsimile copies. This is nicely complimented by Philippa Semper's overview of how to design and use web-based resources in teaching medieval literature, though individual readers might feel daunted by some of the complexities in handling the various webpages. Gail Ashton presents her strongly student-centered teaching method, though group work and assignments of specific tasks do not really constitute revolutionary novelties in teaching. Finally Lesley Coote discusses the method to utilize the virtual space of the web for teaching Chaucer's *Canterbury Tales*, relying on film, still images, writing and producing digitized material.

The slim volume concludes with a collective bibliography, a list of web resources, and an index. The contributions demonstrate the complexities and potentiality of learner-centered teaching of Chaucer, relying on the internet in a myriad of manners. At the same time, there are not many profound and innovative ideas here; instead the articles reflect practical teaching experiences based on open-minded new pedagogical methods.

Prof. Dr. Albrecht Classen · University Distinguished Professor · Dept. of German Studies · 301 LSB · University of Arizona · Tucson · AZ 85721 · aclassen@u.arizona.edu · www.gened.arizona.edu/aclassen

Susan Schibanoff, *Chaucer's Queer Poetics: Rereading the Dream Trio*, University of Toronto Press, Toronto, Buffalo, London 2006, X, 365 pp.

Susann Shibanoﬀ's well written book deserves attention and praise for at least two reasons.

The first is that, on the whole, she has succeeded well in presenting an elaborate argument and in opening readers' eyes to some aspects of Chaucer's oeuvre that have largely been neglected in the past. The second is that her book has all the qualities traditionally associated with a good academic publication: there are hardly any printer's errors and the layout is conducive to the act of reading a long book. I will concentrate on the first aspect now and at the end of this review briefly comment on the second.

Anyone acquainted with the tradition of academic Chaucer criticism will certainly be familiar with the major features of the chronological canon developed in the course of the nineteenth century: Chaucer's 'crippling' French phase which was followed by an Italian phase offering greater freedom, and finally the rich harvest of English poetry from the pen of him whom later ages were to celebrate as 'the father of English poetry'. A close grammatical and conceptual analysis of the preceding nominal phrase (epithet) – an analysis revealing the 'heterosexual' relationship between 'father' (male/masculine) and 'poetry' (female/feminine) on both the conceptual and grammatical (gender!) level – is a kind of crude summary of the critical method so frequently at work in Schibanoff's book: deconstruction set against the background of 'genetic' and sexual difference counting as a kind of norm, i.e. heterosexuality, on the one hand and both latent and overt homo-erotic/genetic desire, i.e. otherness or queerness, on the other. This 'otherness', Schibanoff argues very convincingly in the first section of her book, was associated by the majority of nineteenth-century critics with 'Frenchness' counting as weak, effeminate and decidedly 'un-English'. As Schibanoff's well chosen quotations reveal, these critics were anything but shy and quite freely and openly indulged in their nationalistic prejudices.

In order to present an 'organic' account of Chaucer's artistic and poetic development, critics and literary historians have invented the escape or liberation narrative showing a triadic structure: French – Italian – English. This

narrative has a very simple plot: dissatisfied with the old courtly conventions, norms and subject matter (mostly imported from France) Chaucer experimented until he was finally able to cast off the yoke of a crippling poetics and change it for the freedom offered by the less elevated, more lively and considerably more varied subject matter so prominent a feature of the 'English' *Canterbury Tales*. This new Chaucerian poetics, Schibanoff argues, includes aspects of 'queerness' (i.e. 'Frenchness') at various levels – be it in the form of a Chaucerian narrator unable to cast or hammer (male!) form into incoherent matter (female!), thus abandoning the honoured concept of hylomorphic poetics (a male author forming female subject matter) – or in the decidedly homosexual characters (e.g. the Pardoner and Absolon) of the *Canterbury Tales*.

No longer content with the traditional escape narrative, Schibanoff embarks on a close reading of the major literary sources of Chaucer's early works, especially his three dream visions, "because the trajectory of Chaucer's entire career has been mapped onto these three poems, and therefore they provide a manageable microcosm in which to reread the large issue of the formation of Chaucer's poetic" (p. 11). It is in these sections of the book that Schibanoff deserves high praise for her familiarity and ease with the massive tradition of Chaucer criticism extending over several decades and amounting to thousands of pages. But it is not only her familiarity with the secondary literature that deserves praise: she is also very much at home in the field of the primary texts

and literary models that can be considered as Chaucer's sources for much of his early (and later) poetry.

Where I disagree with Schibanoff is in the area of her theoretical approach. And it is in this area, I am convinced, that a purely deconstructive method fixed on a single and narrow goal (queerness) has serious limitations and is not really a great advance on the impressionistic criticism which in the fifties and sixties of the last century resulted from an extended and detailed close reading (very often a quest for 'irony'). To demonstrate the inadequacy of the escape narrative it is not really necessary to concentrate exclusively on aspects of queerness, as Schibanoff does, in order to prove that the 'English Chaucer' continued to use French models and conventions, as some of the genres (e.g. fabliaux) and sources (e.g. The Tale of Melibee) he used in the *Canterbury Tales* clearly demonstrate. It is certainly enlightening to read Chaucer under the aspect 'queerness' – but to 'invent' 'Chaucer's Queer Poetics' is overshooting the mark.

In closing this review of a provocative and stimulating but for me ultimately disappointing book let me turn briefly to the second aspect I mentioned at the beginning. The book is carefully printed, even though I would have preferred footnotes to endnotes. The only printer's errors I have found are 'attemptedto' instead of 'attempted to' (p. 157); 'it has been headed for' instead of 'it has been heading for' (p. 222); 'uteri mei beata fecundit' instead of 'uteri mei beata fecunditas' (p. 227; the quotation appears correctly on p. 254); 'in Diana's

section of temple' instead of 'in Diana's section of the temple' (p. 282) and, finally, in one of the rare quotations from Chaucer: 'alwey that slit so terne' instead of 'alwey that slit so yerne' (p. 297).

Dr. Fritz Kemmler · Englisches Seminar · Wilhelmstr. 50 · D-72074 Tübingen · fritz.kemmler@uni-tuebingen.de

Iacopone da Todi e l'arte in Umbria nel Duecento Todi, Palazzo Comunali, Museo Pinacoteca 2006-2007, Skira, Milano 2006, 230 pp., many coloured plates.

Frater Iacobus Benedicti de Tuderto is more popularly known as fra Iacopone. He was born in Todi, a town in Umbria located between Spoleto and Perugia, around 1230-1236, and died in 1306 in nearby Collazzone. As a Franciscan poet, he is famed for his beautiful *Laudi*, which have survived in quite a few manuscripts and which may even include the famous *Mater Stabat Dolorosa*. Other lesser-known works are his *Dicta* and a *Tractatus Utilissimus*, which deals with the mystical union. Fra Iacopone is also known for his strict adherence to the original Franciscan ideal of extreme poverty as advocated by the Spirituali movement and for his resistance to Pope Boniface VIII, as a result of which he spent six years in strict confinement in a subterranean cellar.

Historical data concerning fra Iacopone are scarce and were so already in the late 14th century when fra Bartolomeo da Pisa wrote a short biographical sketch of Iacopone in his *De confor-*

mitate vitae beati Francisci ad vitam Domini. Even the dates of his birth and demise are hypothetical. All that is known for sure is that he joined a party of friars that petitioned the newly-elected Pope Celestine V in 1294 to grant friars who wished to follow the Franciscan ideal in all its strictness autonomy from the Franciscan order. Their appeal was successful and a new community was founded, the 'pauperes Heremitae domini Coelestini'. Pope Celestine, however, abdicated after five months and was succeeded by Benedetto Caetani, who took the name of Boniface VIII. One of Boniface's first acts as pope was to take back all privileges his predecessor had granted the Spirituali. Most friars fled to Greece, but Iacopone stayed in Italy and joined the opposition headed by the cardinals Jacopo and Pietro Colonna and together with them he signed the *Manifesto di Lunghezza* in which the legitimacy of Boniface's election was questioned and a new papal election called for. Boniface was furious and took immediate action. Proclaiming a crusade against his enemies, he had the Colonna cardinals and their followers hunted down and eventually besieged them in their castle at Palestrina. Iacopone was taken prisoner and sentenced to a lifelong imprisonment. In spite of various petitions he was not released until 1303, following Boniface's death.

More biographical data can be inferred from Iacopone's *Laudi*. One of the most autobiographical of these poems is the *Che ferai fra Jacovone?*, in which he mentions his conversion some thirty years earlier, his ten years as a vagrant ascetic, his joining the order of St Fran-

cis, as well as his presence at Palestrina. Other poems are of a more polemical nature and are directed at Pope Celestine and then at Pope Boniface (*O papa Bonifacio, molt'ài iocato al mondo*). Most poems, however, are religious in character and deal with Christ and his sufferings, the Virgin Mary and St. Francis. Quite often Iacopone's *Laudi* are presented in the form of a dialogue between personifications of abstract concepts: virtues and vices, body and soul, true and false love, the five senses, sin and so on.

By the time Iacopone joined the order, the Franciscan movement, with strong support from the papacy, had grown into an important power with churches and convents all over the western world and in the Holy Land. These churches attracted the attention of the faithful and were filled with precious donations, sumptuous reliquaries and liturgical objects, painted statuary, beautiful altarpieces and richly-fitted funerary monuments and chapels. Even though the Franciscans themselves did not own these buildings and riches, they did use them and even had papal consent to do so. But was such opulence compatible with St. Francis' strict ideas about apostolic poverty? Many friars within the Franciscan order felt uneasy about this wealth and desired a return to the original idea of living in the strictest poverty as St Francis himself had advocated in his *Regula bullata* and his *Testamento*. These friars became known as the *Spirituali*, as opposed to the *Conventuali*. As a Franciscan of the Spiritual movement, fra Iacopone is unlikely to have felt much affinity with the over-

whelming mass of works of art that were being produced all over Italy, even though he would not have been opposed to art 'per se'. Did not St. Francis himself consider 'reading the cross' more meritorious for one's soul than reading books? Did he not receive his mission from the crucifix of S. Damiano? Moreover, Iacopone wanted to communicate and teach, and this was also the primary purpose of many works of art. Could it be that the parallels between 13th-century works of art, especially those that were to be found in Franciscan churches, and Iacopone's poems, were merely due to the fact that they conveyed the same ideas? For instance, as a parallel to Iacopone's poems that centred on Christ's torments on the cross, contemporary crucifixes showed the figure of the dead Christ rather than a triumphant Christ. The scenes of the Passion that used to be shown on either side of the cross, made way for small portraits of St Mary and St John on the ends of the cross arms. Such images were intended to evocate Christ's human sufferings, the reality of his death and the grief felt by his mother and disciples. This innovation has been attributed to Giunta Pisano, who in 1236 painted the now-lost cross of the upper church in Assisi for Brother Elias, then general of the Franciscan order. The image of the suffering or dead Christ was augmented by adding a small figure of St Francis, and later also St Clara, at the foot of the Cross, adoring, embracing or kissing Christ's feet. It is only in memorizing Christ's sufferings on the cross (*Fugio la croce*) that Iacopone may have taken a sculpted crucifix as a starting point for his contemplation. In all his

other *Laudi* his evocative language seems to borrow little from art. He does not describe forms or colours; he does not paint. He sees, views and contemplates in a spiritual manner, with inner vision.

Like Iacopone, Pope Boniface and his greatest supporter, Matteo d'Acquasparta, head of the Franciscan Order, had strong relations with Todi and its region, and they showed their affection for Todi later in life by presenting the town and its ecclesiastical foundations with various donations. This may well be the reason why it took many years before Iacopone became to be regarded as a son of the city, for during Iacopone's lifetime Todi's best friends were Iacopone's worst enemies. It was only from the 15th century onwards that Iacopone was given his due, probably because of the influential preaching of Bernardino of Siena, who had great admiration for the 13th and 14th-century *Spirituali* and who used even to quote extensively from Iacopone's *Laudi* in his sermons. From the 15th century, various *Vitae* of Iacopone began to appear. In 1433, Iacopone's body was recovered from the church of the Poor Clares of Montecristo or Montesanto, where it lay buried, and was transferred to the Franciscan church of S. Fortunato inside the city walls of Todi, where his tomb can be seen to this day. Today Iacopone is regarded as "una delle personalità più affascinanti del Medioevo italiano" and as Todi's "cittadino più illustre, un personaggio che ha reso famosa la nostra città". This is why, in 2006-2007 the Franciscan poet was honoured with an exhibition in Todi's palazzo Comunale and in the

Museo Pinacoteca on the 7th centenary of his death.

The exhibition catalogue *Iacopone da Todi e l'arte in Umbria nel Duecento* deals with the historical figure of fra Iacopone, his legend, cult and iconography, and it also raises questions concerning the relationship between fra Iacopone's poems and the visual arts of his times. Was Iacopone, whose poems are celebrated for their figurative manner of speech, influenced by the arts in Umbria? Were contemporary works influenced by his poems? Should this be seen as a dialogue between the poems and the figurative arts? What was art in Umbria like during fra Iacopone's lifetime? Were certain iconographic changes in the arts of the 13th century inspired by the Franciscan movement? Questions such as these are of great interest as they allow us to study the arts of the 13th century from a contemporary perspective and see them as part of a much wider historical context. The main issues at stake are described in an interesting article by Alessandra Gianni, 'Iacopone e le immagini: I mutamenti nell'iconografia sacra durante il XIII secolo', in which much recent scholarship is summarized. Other themes, such as defining an Umbrian school of art seem to me to be irrelevant (Fabio Marcelli, 'Introduzione all'arte in Umbria al tempo di Iacopone da Todi'), as Umbria provided work for many itinerant artists travelling between Umbria, the Marches, the Abruzzi, Lazio and Tuscany. Even though there were of course local artists, there is nothing especially Umbrian about great artists such as Giunta Pisano, Cimabue, Giotto and others.

I read the catalogue and the various catalogue entries with great interest. Most articles provide the reader with a good overview of recent scholarship in the field, whether on the person or cult of Iacopone, or on Franciscan art of the 13th century. The catalogue entries provide extensive descriptions and full-colour photographs of some lesser known works of Italian 13th-century art. However, to my mind more attention could have been given to Iacopone's *Laudi*. To me it seems odd to cite only a few lines from the poet's main work, in a catalogue celebrating the 7th centenary of his decease, and not to reproduce some of the most important or representative poems in full. The book aims at finding the echo of Iacopone's voice in works of art from 13th-century Umbria, but fails to let the poet speak for himself, even though it is through his powerful, descriptive and evocative language that Iacopone is remembered by posterity.

*Dr. Elizabeth den Hartog · Art History
Institute · Doelensteeg 16 ·
NL-2311 VL Leiden ·
e.den.hartog@hum.leidenuniv.h/*

Jean A. Givens, *Observation and Image-Making in Gothic Art*, Cambridge University Press, Cambridge 2005, xiv, 231 S. mit 8 farbigen und 63 s/w Abb.

Der Zugewinn an Wirklichkeitssinn, wie er sich seit dem 12. Jahrhundert in der Kunst der Gotik, aber auch in der Literatur deutlich zeigt, kann an sich als wichtiges mentalitätshistorisches (keineswegs nur kunstgeschichtliches!) The-

ma bezeichnet werden. Givens hat dieses Thema freilich aus ganz enger Perspektive, ziemlich wenig eigenständig und mit zu großem Gewicht auf theoretischen Erwägungen in Angriff genommen.

Einerseits analysiert die Verfasserin, von wenigen Seiten abgesehen, in ihrem Buch nur Pflanzendarstellungen. Ein paar Abbildungen von Tieren kommen hinzu, aber andere Bereiche, wie die Formung des Gesichtsreliefs und die Proportionen bei Personendarstellungen oder die ja mit erhalten Realien vergleichbaren Einzelheiten von Kleidung und Rüstung u.a.m. bleiben völlig unberührt. Diese Engführung müßte man korrekterweise dem Titel entnehmen können.

Andererseits quillt der Text geradezu über von dauernden Zitaten anderer Kunsthistoriker, als ob Givens keine Position zu beziehen wagte, die nicht schon in der früheren Literatur vertreten worden wäre. Die Lektüre ist entsprechend ermüdend, auch gibt es nicht hierher gehörige Digressionen (S. 111f., 117). Ermüdend auch deshalb, da immer wieder bestens bekannte und schon so oft in der Kunstgeschichtsschreibung bereits diskutierte Beispiele wie der Blatterschmuck im Southwell Minster oder der offenbar indispensable Elefant des Matthäus Paris oder der Löwe des Villard de Honnecourt durchgekaut werden. Schließlich münden die theoretischen Erwägungen zu Begriffen wie Naturalismus nicht in einem hilfreichen Gesamtkonzept, wie die ganze Arbeit überhaupt merkwürdig ergebnislos bleibt: Manche Künstler der Gotik orientierten sich eben mehr an der Natur, manche

weniger (S. 168). Welchem Leser wäre dies nicht schon bewußt gewesen, ehe er diesen Band aufschlug?

Dabei ist die Studie ‚handwerklich‘ wohl korrekt gearbeitet, mit Anmerungsapparat, Bibliographie und Register versehen, auch mit zweckdienlichem, wenn auch bisweilen ein wenig unscharfem Bildmaterial. Aber eine entscheidende Frage kommen der Verfasserin gar nicht zu Bewußtsein: Man kann doch das Neue der Gotik nur im Vergleich mit der Romanik erfassen. Es gibt nun wahrlich auch aus dieser Epoche genug Kapitelle mit Darstellungen von Pflanzen, die durchaus botanisch identifiziert werden können – wo ist der Unterschied? Da hätte Givens gar keine eigenen Forschungen zu unternehmen brauchen, sondern bloß die Monographie von A. M. Quinones, *El simbolismo vegetal en el arte medieval: La flora esculpida en la alta y plena Edad Media europea y su caracter simbolico*, Madrid 1995 heranziehen müssen, die freilich, horrible dictu, in Spanisch verfaßt wurde. Aber es hätte schließlich auch die französische oder die deutsche Übersetzung getan. Das Buch wird aber nicht einmal erwähnt, und das in einer Studie, die sich eben mit mittelalterlichen Pflanzendarstellungen befaßt. Damit sind wir leider bei einem weiteren gewichtigen Einwand gegen diese Arbeit, die mangelnde Kenntnis der bisherigen Sekundärliteratur nicht-englischer Provenienz. Ein Standardwerk zum Thema, das zeitlich genau das Givens am meisten interessierende 13. Jahrhundert behandelt, ist, wie man weiß, H. J. Roth, *Die bauplastischen Pflanzendarstellungen des Mittelalters im Kölner Dom*, Bern 1990.

Auch diese Monographie blieb der Verfasserin unbekannt. Wie kann man bei einem so spezialisierten Thema nicht einmal ausreichend bibliographieren? Ich erspare es mir, weitere Lücken aufzuzählen. Aber ein anderer Punkt sei noch erwähnt: Nirgendwo geht Givens auf die Frage ein, welche Rolle die Farbfassung der Bauplastik für das Thema spielte – als ob sie gar nicht wüßte, daß eine solche bekanntlich fast allenthalben vorauszusetzen ist. Sie tut vielmehr so, als ob der mittelalterliche Eindruck eben der steinsichtige gewesen wäre, der sich uns heute darbietet.

Gewiß gibt es auch in diesem Buch die eine oder andere interessante Stelle, etwa zur Frage, inwieweit den Illustratoren von Herbarien frische oder getrocknete Pflanzen vorlagen, oder sie mehr aus älteren Handschriften kopierten, aber insgesamt legt man das Buch der amerikanischen Kunsthistorikerin mit Enttäuschung aus der Hand.

Peter Dinzlbacher

Perrine Mane, *Le travail à la campagne au Moyen Age, étude iconographique*, Picard, Paris 2006, 471 S. mit 27 farbigen und 274 s/w Abb.

Diese Buch ist ein ziemlich genaues Gegenstück zu W. Hansen, *Kalenderminiaturen der Stundenbücher. Mittelalterliches Leben im Jahreslauf* (München 1988) und baut auch teilweise auf genau demselben Bildmaterial auf – trotzdem wird das Werk Hansens überraschenderweise nirgendwo auch nur erwähnt! Auch Mane, die bereits zahlreiche Veröffentlichungen zum Thema vorgelegt

hat, geht es um eine Schilderung des bäuerlichen Arbeitslebens primär anhand von Buchilluminationen v.a. aus der Gotik. Die früheren, noch wenig ‚gesprächigen‘ Epochen sind nur durch eher karge Beispiele präsent. Skulpturen bzw. Reliefs werden nur gelegentlich herangezogen. Der geographische Schwerpunkt ist hier, im Unterschied zu Hansen, auf West- und Südeuropa gelegt. Wie der Untertitel besagt, handelt es sich um eine strikt ikonographische Arbeit, auf Vergleiche mit dem volkskundlichen Material oder mit den Ergebnissen der Archäozoologie und Mittelalterarchäologie wird ganz verzichtet.

Akzeptiert man diese Beschränkungen, kann man allerdings von einer sehr vollständigen und wertvollen Publikation sprechen, die kenntnisreich mit vielen Beispielen und einem guten Anmerkungsapparat die Tätigkeiten der Landwirtschaft vorführt, auch manche Hinweise zu Ernährung und Handwerk liefert. Nach einer Übersicht über die in Frage kommenden Handschriftentypen (eben v.a. Kalender, Enzyklopädien, religiöse Texte, aber auch Mythologie und schöne Literatur) werden die bekannten quellenkritischen Fragen abgehandelt (Auftraggeber, Datierung, Ateliers etc.). Das Buch ist in zwei Hauptteile gegliedert: Zunächst werden die agrarischen Techniken und Produkte beschrieben und illustriert, also die ganzen Komplexe des Ackerbaus mit seinen Feldfrüchten, Arbeitsgeräten und Tätigkeiten, einschließlich natürlich dem Weinbau und der Gemüsepflanzung, danach kommt "le règne animal", Viehzucht, Jagd, Fischfang, Imkerei... Die Zahl der besprochenen Details ist sehr groß, mag es

sich nun um die verschiedenen Methoden des Flachsbrechens handeln oder des Schweineschlachtens, die Formen der Winzermesser oder des randbeschlagenen Spatens...

Bibliographie und Register sind vorhanden, so daß Mane mit diesem Werk die realienkundliche und agrarhistorische Literatur um eine nützliche und breit angelegte zusammenfassende Studie mit zahlreichen guten Abbildungen bereichert hat.

Peter Dinzelsbacher

Portraits de troubadours. Initiales des chansonniers provençaux I et K, publiées par Jean-Loup Lemaître et Françoise Vieliard, avec la collaboration de Marie-Thérèse Gousset et Marie-Pierre Laffitte (Mémoires et documents sur le Bas-Limousin, vol. XXVI), Musée du pays d'Ussel – Centre Trobar, Bocard, Paris 2006, 198 pp., 2 ill. en noir et blanc, 176 ill. en couleurs.

Ce livre, consacré aux initiales des chansonniers I (Paris, BNF., ms.fr. 854) et K (Paris, BNF., ms.fr. 12473), représentant des "portraits" de troubadours, est d'une qualité exceptionnelle, disons-le d'emblée: non seulement il comprend des articles dûs à d'éminents spécialistes, mais il est d'une facture vraiment magnifique (typographie, mise en page, reproduction excellente des initiales).

Le livre s'ouvre, comme il convient, par une notice (pp. XVII-XXV) sur les chansonniers provençaux – ou, plutôt, occitans: Françoise Vieliard fait remarquer que les chansonniers qui font l'objet

de cette publication, figurent parmi les plus anciens – ils sont fabriqués à la fin du XIII^e siècle, dans la région de Venise (qui fut l'une des contrées où se réfugiaient les troubadours exilés depuis la croisade contre les Albigeois). L'auteur entame, dans cette même notice, la question – inévitable – du "portrait", question déjà relevée par Jean-Loup Lemaître dans l'Avant-propos (p. XI): "Le titre choisi pour ce recueil peut sembler inadapté, lorsque l'on sait que l'art du portrait a disparu avec le monde antique, pour ne refaire surface en Occident qu'au milieu du XIV^e siècle, avec le portrait de Jean le Bon, conservé au musée du Louvre, et trouver son expression parfaite au XVI^e siècle avec les portraits de Clouet". Or, Françoise Vieliard, quant à elle, est d'avis que les chansonniers en question "confèrent le plus de dignité aux troubadours en les présentant comme des auteurs: ils s'ouvrent par une série de tables des auteurs [...] présentant sous le nom de chaque troubadour les incipit de ses poèmes. La perception précise de la figure de l'auteur et son utilisation structurelle y motive aussi la présence de textes biographiques en prose et son "portrait" peint sur le manuscrit" (p. XXI) – "portrait" dont la fonction principale est d'"individualiser les troubadours, voire de les présenter chacun comme témoin ou garant de sa création poétique" (p. XXIII).

Ensuite, Marie-Pierre Laffitte se livre à la description codicologique des deux chansonniers (pp. XXVII-XL); Marie-Thérèse Gousset, elle, étudie les miniatures sous leur aspect iconographique (pp. XLI-LIII) – étude qui aboutit (a) à la conclusion que l'"homogénéité de

l'illustration, de l'iconographie et du décor secondaire autorise à considérer ces deux manuscrits comme issus d'un même atelier bien que les artistes, tant enlumineurs que filigraneurs, soient différents" (p. XLIV); et (b) à la rédaction d'un tableau synoptique, qui contient une description détaillée de tous les "portraits" reproduits (pp. XLV-LIII).

Enfin, deux contributions dont j'inverse l'ordre (intersion qui ajoute, à mon avis, à la logique de l'introduction). L'une est de la main de Philippe Palasi (L'héraldique des troubadours, pp. LXXXI-LXXXII), qui constate que "sur les dix-neuf représentations équestres de troubadours contenues dans les chansonniers I et K, seuls deux décors héraldiques [celui de Guillaume IX d'Aquitaine et celui d'Alphonse d'Aragon] sont parfaitement représentés et identifiables" – fait qui s'explique parce que l'important, pour ces enlumineurs, était de suggérer, de donner l'impression, l'idée d'un décor héraldique (et je pense à ce que Roland Barthes a dit sur le décor théâtral: il devrait être suggestif plutôt que réaliste). L'autre article, que je considère ici comme le dernier de la série des pièces d'introduction, est dû à Jean-Loup Lemaître et Françoise Vieliard (Vidas et portraits, pp. LV-LXXIX); il s'agit, dirais-je, d'une suite de notes et éclaircissements concernant les initiales historiées reproduites – qui ont été agrandies environ quatre fois (p. LV), et qui se succèdent dans l'ordre que Jean Boutière¹ avait choisi pour son édition des vidas, c'est-à-dire qu'elles sont réparties dans un cadre géographique "qui permettra à ceux qui voudront accompagner l'image du troubadour de la lecture du

texte de sa vida (et de sa traduction) de se retrouver commodément dans une édition facilement accessible en France" (p. LVI): Aquitaine (Poitou, Périgord, Limousin, Saintonge, Quercy, Bordelais, Agenais, Rouergue, Gascogne) [pp. 1-71]; Auvergne, Velay, Vivarais [pp. 72-97]; Languedoc, Albigeois, Gévaudan [pp. 98-125]; Provence et Viennois [pp. 126-161]; Roussillon et Catalogne [pp. 162-169]; Italie [pp. 170-177]; ainsi que, pour terminer, quelques "portraits" qui ne bénéficient pas d'une vida dans les chansonniers [pp. 178-187].

Je conclus qu'avec ce très beau livre, les historiens (et les amateurs) de la littérature et de l'art du trobar disposent désormais d'un corpus iconographique vraiment exceptionnel, qui ne le cède guère au fameux Codex Manesse (première moitié du XIV siècle), conservé à la bibliothèque universitaire de Heidelberg.

*Dr. Martijn Rus · Université
d'Utrecht · Trans 1 ·
3512 JK Utrecht – NL ·
martijn.rus@lev.nu.nl*

1 Boutière, J., et Schultz, A.-H., *Biographies des Troubadours. Textes provençaux des XIIIe et XIVe siècles*, éd. refondue avec la collaboration d'I.-M. Cluzel, Paris, 1964.

Marcello Angehen u. a., Alfa e Omega. Il Giudizio Universale tra Oriente e Occidente, Itacalibri, Castel Bolognese 2006, 253 S. mit zahlreichen Abb.

Das Weltgerichtsthema, zumeist in mehrszeneriger Gestalt realisiert, gehört

zu den häufigsten Darstellungen mittelalterlicher Kunst; der Bibel entnommen, verleiht es dieser Kunst die ihr eigene eschatologische Ausrichtung. "Alpha und Omega. Das Weltgericht in Orient und Okzident" ist nicht die Monographie eines einzelnen Autors, sondern ein Gemeinschaftswerk. Der Einladung des Herausgebers Valentino Pace folgend, verfassten achtzehn Kunsthistoriker jeweils drei- bis vierseitige Katalogeinträge über insgesamt sechsundzwanzig Weltgerichtsdarstellungen. Die allgemeine Einführung sowie den verbindenden und die historischen und ikonographischen Lücken schließenden Text schrieb Marcello Angehen. Die qualitativollen Einzelbeiträge sind mit Farbtafeln und Forschungsbibliographie versehen.

Am ehesten wird man diesem schönen, auf ein gemischtes, akademisches und nichtakademisches Publikum berechneten Band durch eine Aufzählung der hauptsächlich behandelten Objekte gerecht: (1) Die aus Frankreich stammende Trierer Apokalypse, ca. 800; (2) zwei Beatus-Illustrationen aus dem 10. (Pierpont Morgan Library, New York) und 11. Jahrhundert (Burgo de Osma); (3) Fresken im Johanneskloster von Müstair (Graubünden, Schweiz, ca. 800); (4) Fresken und Buchmalerei (Bamberger Apokalypse) aus dem Kloster Reichenau, ca. 1001 und 11. Jahrhundert; (5) Buch- und Wandmalereien aus dem byzantinischen Kappadozien, 10. und 11. Jahrhundert; (6) Fresken der Demetrius-Kathedrale von Wladimir in Russland, ca. 1197; (7) Fresken in der Erlöserkirche auf dem Neredika-Berg bei Nowgorod, 1199 – im Zweiten Welt-

krieg zerstört, besteht diese Kirche nicht mehr; (8) Fresken im Snetogory-Kloster in Pskow/Pleskau, Russland, 1313; (9) Fresken in der Nikolaus-Dvorischenskij-Kathedrale in Nowgorod, Russland, ca. 1120; (10) Fresken in der Georgskirche in Staraja Ladoga, Russland, spätes 12. Jahrhundert; (11) die Weltgerichtstafel von Santa Maria in Campo Marzio, Rom (heute in der vatikanischen Pinakothek), 10./13. Jahrhundert; (12) das Weltgerichts-Tympanon der Kathedrale von Autun, Frankreich, 12. Jahrhundert; (13) Portal des Fides-Klosters in Conques, Frankreich, 12. Jahrhundert; (14) die Skulpturen der Weltgerichts-Portale der französischen Gotik in Paris, Chartres, Amiens und Bourges, 13. Jahrhundert; (15) die Skulpturen der Kathedrale von León, Spanien, ca. 1265/70; (16) die geschnitzten Weltgerichts-Kanzeln von Pisa und Siena, Italien, 1250er und 1260er Jahre; (17) Wiederkunft Christi in der Südkapelle des Chora-Klosters, Konstantinopel, 1321; (18) Wiederkunft Christi in der Wandmalerei des mittelalterlichen Serbiens; (19) Weltgerichtskuppel der Taufkapelle von San Giovanni, Florenz, spätes 13. Jahrhundert; (20) Weltgerichtsfresko von Giotto in der Scrovegni-Kapelle in Padua, 1305; (21) Fresken der Friedhofskapelle (camposanto) von Pisa, um 1300; (22) Fresken der Bolognini-Kapelle in San Petronino, Bologna, 1408/12; (23) Weltgerichts-Fresko in Santa Maria in Piano, Loreto Aprutino, Italien, frühes 15. Jahrhundert; (24) Luca Signorelli, Weltgerichtsdarstellung im Dom von Orvieto, 1500; (25) Hieronymus Bosch, Weltgerichts-Triptychon in der Gemäldegalerie von Wien, 1504;

(26) Rogier van der Weyden, Jüngstes Gericht, Hôtel-Dieu in Beaune, Frankreich, 15. Jahrhundert. Als Verfasser zeichnen ausgewiesene Fachleute: Peter Klein, Robert Suckale, Catherine Jolivet-Lévi und der bereits angeführte Marcello Angehen, um nur einige zu nennen. Der schön ausgestattete Band wird vor allem als Fundort für seltene Abbildungen dienen, die oftmals auch im Zeitalter des Internet nicht leicht zu beschaffen sind. Spezialuntersuchungen wie Yves Christe, *Das Jüngste Gericht* (2001; vgl. *Mediaevistik* 16, 2003, S. 253-254) vermag er zu ergänzen, aber weder zu ersetzen noch zu verdrängen.

*Professor Dr. Dr. h.c. Bernhard Lang ·
Universität Paderborn · Fakultät für
Kulturwissenschaften · Warburger
Str. 100 · D-33098 Paderborn ·
Bernhard.Lang@uni-paderborn.de*

Larry Silver, Hieronymus Bosch, Abbeville Press Publishers, New York-London 2006 / Hieronymus Bosch, Hirmer Verlag, München 2006, 424 pages with 314 illustrations in colour.

The works of the late-medieval painter Hieronymus Bosch (ca. 1450-1516) carry a reputation of being extremely intriguing, bizarre, and difficult to grasp. For the last 120 years the scholarly literature about the artist has been expanding with hundreds of titles, coming from almost every corner of the world and written by professional art historians as well as enthusiastic amateurs. It would be an understatement to say that all these books and articles do not al-

ways share the same views and opinions on Bosch's paintings and drawings. As a matter of fact, almost every book seems to introduce a new perspective, and it is striking how seldom one author uses the research results of another as a reliable basis for his or her own approach. Now and again there will even turn up authors who just ignore everything that has been written before them. Of course, reading it all takes a lot of time and energy, and sometimes a foreign language may be an obstacle that is hard or even impossible to take.

In this respect publications like Larry Silver's *Hieronymus Bosch* can be very useful. Silver teaches art history at the University of Pennsylvania and so definitely belongs to the category of professionals mentioned above. His recent monograph on Bosch is a highly attractive, well-edited (and correspondingly expensive) book with many beautiful and high-quality colour illustrations offering the reader overall pictures and details of Bosch's works and of many others. But this book is more than just a collection of nice pictures. In his *Preface* the author accounts for writing a new text about Bosch. The Bosch Exhibition in Rotterdam (2001), the scholarly symposium *Jheronimus Bosch revealed?* at 's-Hertogenbosch in the same year, and a number of new monographs that were published in recent years have generated a considerable amount of fresh material on Bosch. That is why the need has grown *to synthesize and assess these findings within an overall understanding of Bosch* [p. 17]. Apparently, then, it was not Silver's primary aim to break new research ground or to open up new

horizons, but rather to present an up-to-date state of affairs to the general reader by making him acquainted with the most recent findings of Bosch scholarship.

To structure his text, Silver has chosen a thematic approach resulting in nine chapters. After a discussion of some fifteenth-century Netherlandish artists who may have influenced Bosch (chapter 2), of the documents concerning Bosch's biography and of the early works (chapter 3) he first deals with the paintings in which Christ and the saints are the focus of attention (chapters 4 and 5). Next come Bosch's 'morality triptychs' (chapter 6) and drawings (chapter 7), whereas the remaining paintings are brought together in chapter 8. The final chapter is dedicated to Bosch's afterlife in the sixteenth century.

Somewhat surprising in all this is that the first sixty pages of the book (chapter 1) are integrally allotted to a discussion of the *Garden of Delights* triptych. Is it not a bit weird to begin a monograph on Bosch with what is generally considered as the painter's most difficult and problematic work? The only justification for this choice seems to be that Peter Klein's dendrochronological analysis has shown that the wood of this triptych was cut in 1460-66, so that the *Garden* is *possibly* one of Bosch's first works [p. 399, note 9]. In chapter 7 [pp. 296-298], though, Silver correctly signals that several assumptions underlie Klein's dendrochronological investigations and that his analyses have not been duplicated at any other center. Dendrochronology can be useful in ascertaining a *terminus post quem* for a work of art, but prudence is called for

when it comes down to giving an exact date for them. Besides all this, the author himself admits that the *Garden* triptych should have been discussed in chapter 6, together with the other morality triptychs [p. 245].

As a whole the first chapter makes an instructive and reliable impression, without opening any new horizons, but – as already mentioned above – this was not Silver's intention. The central panel refers to *luxuria*, Ernst Gombrich having already pointed out the link with the *Sicut erat in diebus Noe* motif (Matthew 24: 37-39). Silver does not believe that the triptych was painted for the marriage of Henry III of Nassau (as has been argued by Paul Vandenbroeck), but the patron was obviously a nobleman. The fact that some motifs were used again by Peter Bruegel in his *Luxuria* drawing of 1557 proves that the central panel is to be understood as a depiction of sin. And the quote from Psalm 33 on the outer wings anticipates the Last Judgment, which is also implied in the Hell panel. Some minor mistakes are the following: The *Death and the Usurer* panel is not in the Groeninge Museum at Bruges, but in Washington [p. 29]. The weird plant on *St. John the Baptist* (Madrid) [p. 44] is the result of an overpainting (as is correctly signalled in note 23 on page 404). The cat on the left panel has not caught an amphibian but a rat or a mouse [p. 49]. And in the background of the left panel there really is a second owl surrounded by birds, as Vandenbroeck claimed, although Silver writes he simply cannot see it [p. 400, note 29].

Because of the limited space of this review it is not possible to have a de-

tailed look at every chapter of this bulky volume. Generally speaking one may say that the first part of Silver's main purpose (*to synthesize and assess*) has been worked out in a fairly satisfactory way. Silver's text and especially his endnotes bear witness to an admirable knowledge of the secondary literature on Bosch. Almost anyone who has been publishing about the painter or his surroundings recently is mentioned somewhere in his book. Whether this has led to a coherent and clarifying *overall understanding of Bosch* is another thing, though. To claim that Silver never defends a personal point of view would manifestly be stretching the truth. His approach to Bosch is clearly a 'moderate' one (Bosch as a Christian moralist and pessimistic satirist whose perception of man and world is dominated by sin, guilt and fear of the Last Judgment), and he rejects the 'alternative' interpretations (alchemy, astrology, heresy). On the other hand, it cannot be denied that Silver's treatment of Bosch's works often remains somewhat superficial.

In his preface the author warns of the wild theories occasioned by Bosch and of *monolithic interpretations* that belong to specialized angles of analysis (too easily – at least in my opinion – sweeping together in a pile the influence of Middle Dutch idioms with the supposed influences of alchemy and astrology). What we need, Silver writes, *is a combination of historical sense and some inclusive common sense* [p. 17]. If this last sentence is meant to be read as the foreboding of a personal overall understanding at all (it rather sounds as a double statement of the obvious), then it can

only too rarely be found in this monograph. It must be admitted that now and again Silver has some striking observations to offer, for instance by not only linking the little devil using a child's walker and a whirligig on the right panel of the *St. Anthony* triptych (Lisbon) with the child on the outside of the *Christ Carrying the Cross* wing (Vienna), but also with the *Christ Carrying the Cross* depiction on the other side of the right panel in Lisbon [pp. 232-234].

Quite often, however, he may be criticized because of categorical statements (such as *here the pincher refers to debauchery*, without any further explanation), or because of accepting manifestly weaker interpretations taken from the secondary literature (a good example of this is on pages 325 and 414, note 25). On other occasions the author misses wonderful opportunities to bring the reader closer to Bosch, for instance when the motif of the dovecote is only linked with seventeenth-century landscape paintings [p. 413, note 16]. About the dovecote as metaphorical brothel and about the relevance of the Middle Dutch language in this context: not a single word. What also strikes the reader is that in many cases Silver limits his text to a rather dry description of what can be seen on Bosch's panels, drawings and prints, without making the effort of giving elucidating comments. Silver's choice for a thematic approach of Bosch also leads to the fact that the outer wings of a triptych are often discussed in one chapter, and the inner panels in another. Obviously this does not really open a lucid discussion of the coherent program of these triptychs, although it must be

admitted that in most cases Silver tries (be it in a concise way) to signal the existence of such coherences. And when Bosch's afterlife in sixteenth-century art is analyzed in the final chapter, the author can hardly be suspected of being exhaustive. Alart Du Hameel, Jan Provoost, Joachim Patinir, Quinten Massys, Jan van Hemessen, Jan Mandijn, Pieter Huys, Hieronymus Cock, and Peter Bruegel the Elder are all mentioned, but Herri met de Bles, the Verbeeck family in Malines, the Bosch influences in Italy, and the numerous works by anonymous imitators are without a trace, in spite of the fact that interesting research recently has been done in this field.

The only attempt to break fresh ground in this monograph is when Silver discusses the chronology of Bosch's paintings in chapter 7. Suddenly the art historian in him really seems to warm up to his subject. First he rejects the hypothetical chronology of Frédéric Elsig (2004) because it is too subjective, and he spends some critical thoughts on the recent dendrochronological analyses of Peter Klein. Neither does Silver seem to give too much credit to Jos Koldewey's hypothesis that the *St. John on Patmos* and *St. John the Baptist* panels (Berlin and Madrid) were painted shortly after 1488-89 as part of the altarpiece of the Confraternity of Our Lady in 's-Hertogenbosch. Silver then presents his own *relative chronology*, taking as his starting-point the Bosch panels in Venice which he dates around 1500, together with the *Haywain*. This need not imply that Bosch made a trip to Italy as Silver suggests, as these works may have been exported to Italy by merchants.

Basing his arguments on style, on the signature *Jheronimus bosch* and on Klein's dendrochronological research Silver dates the *St. Anthony* triptych (Lisbon) and the Ghent *St. Hieronymus* somewhat later, and the *Garden of Delights*, the Vienna *Last Judgment*, three drawings and the Bruges *Last Judgment* (here assigned to Bosch's workshop) still somewhat later. After 1510 then follow the London *Crowning with Thorns* and the Ghent *Christ Carrying the Cross*. The Madrid *Adoration of the Magi* and the Rotterdam *Flood* wings are considered to be Bosch's most mature works. Without going into too much detail it can safely be said that Silver's chronology also makes a highly subjective and hypothetical impression. The author must have realized this himself because the title of the section concerned is *Suggestions Toward a Relative Chronology*, in which the first and the fourth word are important.

It is beyond any dispute that this new monograph is a breathtakingly illustrated book that offers the reader the opportunity to explore the fascinating imagery of Hieronymus Bosch in detail. No wonder it sets up a new record as the most expensive publication on this painter ever, a title that was held up until now by Roger Marijnissen's and Peter Ruyffelaere's study from 1987 (reprinted and expanded with a supplement in 2007). Moreover, for those who have never read anything on Bosch, Silver's text can be seen as a sound introduction that reliably shows the way to a lot of further information. But inevitably an impressive publication such as this one prompts the well-read Bosch scholar to

expect something more than a sumptuous form with a content that is only partially convincing.

*Dr. Eric De Bruyn · Venwei 20 ·
B-2990 Wuustwezel ·
ericgldebruyn@hotmail.com*

Sebastiano Guerrera and Gianmatteo Caputo, *Officina Dürer*, exhibition catalogue, Venice, Museo Diocesano Chiostro di Sant' Apollonia, December 16, 2006-June 30, 2007, Skira editore, Milano 2007, 126 pp., 120 b/w ill.

I am of the opinion that no exhibition of the prints of Albrecht Dürer is a bad exhibition. It affords some viewers the opportunity to look closely at familiar images. Other visitors are exposed to the technical mastery and expressive magic of the Nuremberg master's prints for the first time. I wish that I could be equally positive about this bilingual Italian-English exhibition catalogue. Frankly, this catalogue baffles and frustrates me. It has no thesis or true focus. The reader is not even told whether the prints belong to the Museo Diocesano in Venice or to another source(s). Neither author seems to know much about Dürer, his prints, or current scholarship. Mistakes and superficial remarks abound. Perhaps the highlight of the catalogue is the generally good quality of the reproductions. These photographs, however, illustrate that some of the exhibited prints, notably *Melencolia I* (p. 76) and *Abduction on a Unicorn* (p. 103), are weak late impressions, a subject ignored by the authors.

The texts are mercifully brief. Sebastiano Guerrera's opening "Officina

Dürer/ Dürer's Workshop" (pp. 13-16 in the English translation) should articulate the purpose of the exhibition. Instead the text is vapid fluff, a string of generalizations about Dürer as the "first great *modern* artist", the Reformation, German humanism, the Renaissance, and the "creative liberty" and "democratic nature" of print making, among other matters. Near the beginning of the essay, Guerrera states that "Dürer was a firm adherent to the Lutheran Reformation" (p. 13). Rather than considering the truth or relevance of this remark, he rambles on about Calvinism, which largely post-dates the artist's death in 1528. Dürer certainly had Lutheran sympathies late in his life; however, did his religious feelings impact his prints before the mid-1520s? Instead of considering this and the many other questions raised by the prints, the author offers un insightful remarks such as "In the culture of the Renaissance, the progress of the technical media and their use was subject to the control of man – who shaped history and took the gauge of the world – and, following the crisis of the Protestant schism, these were again the central theme from the second half of the eighteenth century on." Guerrera (p. 13) states that Michael Wolgemut, Dürer's teacher, was "the greatest engraver and painter in Nuremberg." As far as specialists can determine, Wolgemut never made an engraving. He solely designed woodcuts, the blocks for which were cut by specialists (*Formschneider*).

Gianmatteo Caputo's "Venice and Albrecht Dürer" (pp. 19-20) offers false hope when in the third paragraph he writes, "Therefore, putting on an exhibi-

tion of Albrecht Dürer's engravings in Venice should not be taken lightly nor should it merely confirm predefined theories and analyses. Instead it should once again offer an opportunity to consider the engraver's works within the context of Venice itself, a city that undoubtedly influenced his figurative culture at least in part, and perhaps more than that." The rest of the essay presents nothing substantive about either Dürer's relation to the city or Venice's potential impact on his art. The last paragraph on p. 20 says that the "engravings (sic) created in the years of his Italian trips" present occasions for reflection (etc.), which the author never does. The prints included in the show date from the mid-1490s until 1524 and not just from the years surrounding Dürer's Venetian trips of 1494-95 and 1505-07.

The catalogue includes brief texts on the *Life of the Virgin* (p. 23), *Engraved Passion* (p. 41), *Small Woodcut Passion* (p. 51), *Melencolia I* (p. 75), the *Triumphal Chariot of Maximilian I* (p. 109), Dürer's biography (pp. 123-24), and the "engraving" technique (pp. 125-26). A short comparison of these two passion cycles (p. 71) states unequivocally that the woodcuts are intended for publication, presumably meaning the masses, and the engravings were just for collectors. With Dürer the situation is never so black and white. Both had multiple audiences and potential functions. Furthermore, it might be more helpful to think of the two series as different forms of pictorial rhetoric, each with different pacing and narrative structures.

The biography, especially the English translation, needs a good editing.

Nuremberg is misspelled more often than not. Frederick the Wise commissioned Dürer's painting for the Castle Church (Schlosskirche) in Wittenberg not the "Kirkhe Castle" whatever that is. Dürer met Lucas van Leyden in Antwerp, not Bruges, in 1521. The *Unterweisung der Messung*, his treatise on measurement, is illustrated with 147 xylographies (not 4!) in the 1525 edition.

Perhaps the most disturbing aspect of this catalogue is the misuse of technical terms. The section on technique is labeled "Engraving Techniques". Dürer's woodcuts are repeatedly called wood engravings. These are not the same things! The latter employs different tools and was a technique that was rarely used before the eighteenth century. The authors also refer to mezzotints (as in "Dürer ... developed to a very high level the 'graphic mezzotint' [p. 15]), another technique that first appeared in the mid-seventeenth century. Intaglio engravings do not use acids or other corrosive agents. And so on.

The catalogue contains neither notes nor bibliography. So the intrepid reader must look to other sources to locate the few textual references to Erwin Panofsky or to Maurizio Calvesi's theories on *Melencolia I*. Equally inexcusable given the theme and exhibition venue is the omission of any citation to the great Venetian exhibition *Renaissance Venice and the North: Crosscurrents in the Time of Bellini, Dürer, and Titian* of 1999. I apologize for being so negative about *Officina Dürer*. There is no excuse for this catalogue's absence of ambition and scant scholarly substance. For any-

one curious about the Nuremberg artist's dialogue with Italy and its masters, see *Dürer e l'Italia* on exhibit at the Scuderie del Quirinale in Rome in spring 2007.

*Prof. Dr. Jeffrey Chipps Smith ·
Kay Fortson Chair in European Art ·
Department of Art and Art History ·
University of Texas ·
1 University Station (D1300) ·
Austin, TX 78712 USA ·
chipps@mail.untexas.edu*

E. Badstübner, G. Eimer, L. Gierlich, M. Müller (Hg.), Licht und Farbe in der mittelalterlichen Backsteinarchitektur des südlichen Ostseeraums (Studien zur Backsteinarchitektur Band 7 = Kunsthistorische Arbeiten der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen Band 4), Lukas Verlag, Berlin 2005, 547 S. mit v.a. s/w Abb.

Es sind keineswegs überforschte Themen, denen sich dieser deutlich bauhistorisch ausgerichtete Sammelband zuwendet. Einerseits der Frage, inwieweit man bei den hier selektierten Architekturdenkmälern von einer bewußten Lichtregie durch die Baumeister sprechen kann, und andererseits, wie die Backsteinarchitektur ursprünglich farbig erschienen sein dürfte.

Eine große Zahl von meist sehr kurzen Beiträgen nähert sich diesen Fragen, wobei u.a. die gotischen Kirchen in folgenden Orten im Mittelpunkt stehen: Marienburg, Pyritz, Wismar, Lübeck, Breslau, Greifswald, Thorn, Quitzow, Perleberg, Turku, Uppsala. Andere Aufsätze besprechen den ganzen Ost-

seeraum oder einzelne Teilregionen. Ohne auf Details eingehen zu wollen, darf man als Ergebnis festhalten, daß unser – v.a. durch die moderne Kunstphotographie vermittelter – Eindruck von der gleichmäßigen Durchlichtung der gotischen Kirchenbauten sich in vielen Fällen nicht aufrecht halten läßt. Dies nicht nur wegen der so oft vernichteten oder veränderten Originalverglasung, sondern deswegen, da durch Fenstergestaltung und -platzierung, Gewölbehöhe, Positionierung der Wand- und Deckenstützen, Kapellenerker, Lichtschlitze u.a.m. der mittelalterliche Betrachter vor Zonen unterschiedlicher Helligkeit gestanden sein muß. Diese waren, auch wenn sich das in Schriftquellen kaum belegen läßt, so gestaltet, daß man teilweise schon von einer Lichtregie sprechen kann, mit der auf Objekte erhöhter Heiligkeit (Altäre, Marienstatuen...) hingewiesen wurde.

Die Ausführungen zur Farbigkeit der Backsteinbauten betreten weniger Neuland, daß das Mauerwerk z.B. mit Putz dekoriert wurde, auf dem der Ziegellage nicht entsprechende Strukturen eingetragen waren u. dgl. mehr kennt man aus vielen mittelalterlichen Gotteshäusern auch anderer Regionen, auch daß es Glasur- und Farbwechsel gab etc. Einige Beiträge fallen übrigens wie fast immer in solchen Sammelwerken aus dem Rahmen, indem sie sich auf herkömmlich Baubeschreibungen ohne näheres Eingehen auf die Hauptthemen beschränken. Auffallend und nicht immer hilfreich ist der stete Regreß auf Saint Denis und Suger, den viele der VerfasserInnen an den Beginn ihrer Ausführungen stellen, als ob die dort zu beobach-

tenden Konzeptionen einfach auf die deutsche Spätgotik übertragen werden könnten.

Zwei Studien verdienen es m.E. ob ihrer originellen Themenstellung besonders genannt zu werden, nämlich C. Kratzke über die ‚Hagioskope‘ in Zisterzienserkirchen, d.h. jene kleinen Fenster auf Augenhöhe, durch die man bei geschlossener Kirche in den Sakralraum blicken konnte. Diese Einrichtungen sind in der Tat noch wenig untersucht und kommen natürlich auch in völlig anderen Regionen oft vor. Zwar ist der Verweis der Verfasserin auf die spätmittelalterliche Schaufrömmigkeit als Grund für diese Wandöffnung sicher zutreffend, aber nicht ausreichend, da kirchenrechtliche Bestimmungen mit zu erwägen wären: Dienten diese Fensterchen nicht den beim Gottesdienst aus dem Sakralraum ausgeschlossenen Büßenden oder anderen Gruppen, wie Leprosen, denen der Eintritt verwehrt war?

Bemerkenswert ist auch die Frage von G. Eimer, ob die visionären Lichtgestaltungen im "Fließenden Licht der Gottheit" der Mystikerin Mechthild von Magdeburg nicht vermittels der Lichtführung in der damaligen Kirchenbaukunst zu erhellen wären. Leider gelingt es dem Verfasser aber nicht, einen schlüssigen Kontext zwischen diesen beiden Bereichen herzustellen, vielmehr verliert er sich wieder in bauhistorische Darstellungen, die sich noch dazu vorwiegend auf Kirchen beziehen, die erst nach dem Tode Mechthilds errichtet wurden und somit für das eigentlich angezielte Thema irrelevant sind.

Sicher lassen sich viele Erwägungen und Beobachtungen, die in diesem Band

bzgl. der Kirchenbaukunst des angegebenen Raums gemacht werden, auch auf andere Regionen beziehen, so daß hier eine weitere Forschungen anregende Publikation vorliegt – die jedoch wenigstens durch ein Ortsregister hätte erschlossen werden sollen.

Peter Dinzelbacher

Andrea Lermer, Der gotische "Dogenpalast" in Venedig. Baugeschichte und Skulpturenprogramm des Palatium Communis Venetiarum, Deutscher Kunstverlag, München 2005, 408 S. Mit 181 s/w und 8 farbigen Abb.

Diese gründlich gearbeitete Münchener Dissertation von 2002 ist zwar einem generell sehr berühmten, in seiner bauplastischen Ausstattung bislang jedoch weniger bekannten Architekturmonument gewidmet. Dabei bieten die figuralen Kapitelle des 14. und 15. Jahrhunderts vielleicht keine exzeptionellen stilistischen Höhepunkte, aber eine vielfältige Reihe interessanter ikonographischer Motive.

Die Verfasserin geht sehr genau vor, indem sie zunächst die Forschungsgeschichte behandelt, dann einen Überblick über Venedig im Mittelalter und die Architektur des Regierungspalastes bietet. Aufgrund der Auswertung der damaligen chronikalischen Mitteilungen und der Restaurierungsberichte kommt sie zu einer synthetischen und detaillierten Beschreibung der Bauetappen. Das Werk ist als Exempel eines an ältere venezianische Traditionen anknüpfenden Palastbaus zu sehen, nicht als Nachah-

mung islamischer Bauwerke. Allerdings gibt es für die älteren Epochen bislang nur ungenügende archäologische Untersuchungen.

Den Kern des Buches bildet natürlich die Skulptur, die neben vielen traditionellen religiösen und weltlichen Themen (Personifikationen von Tugenden und Lastern, Handwerker, mythologische Figuren usw.) auch auch manches Unge wohnte bietet wie etwa die Repräsentanten der Völker, mit denen die Lagunenstadt in Handelsbeziehungen stand, oder die "Geschichte einer Liebe" (181 ff., wohl nach französischer Buchmalerei, aber stofflich nicht als auf einem bestimmten Text basierend erwiesen). So stehen Themen mit direktem Venedig-Bezug neben solchen, die traditionelleren Repertoires angehören. Die älteren Kapitelle datieren von 1342/50; da damals aber keine vollständige Serie geschaffen wurde, ergänzte man sie 1422/38.

Alle diese Werke werden in einem eingehenden Katalog (mit etwas gewöhnungsbedürftiger Verweischiffrierung auf den Bildteil) besprochen. Hier findet man von der zeitlichen Einordnung über die Epigraphik (einschließlich Übersetzung) und die Präsentation von Vergleichswerken bis zur Diskussion der ikonographischen Bedeutung alles Nötige in klarer Gliederung und befriedigender Dichte zusammengestellt. Unterschiedliche Deutungsversuche werden referiert, Kopien und Restaurierungen entsprechend berücksichtigt. Nicht nur die Funktion des bildhauerischen Werks am Palazzo – ein zentraler öffentlicher Bau – in seiner Entstehungszeit als Manifestation der politischen Anschauun-

gen der Serenissima wird erläutert, sondern auch der spätere Umgang mit ihm bis hin zum Verweis auf ein in Las Vegas nach diesem Vorbild konzipiertes Hotel.

Das Abbildungsmaterial ist reich und qualitativvoll, aber eben doch unvollständig, was man bedauern muß. Ein ebenso unvollständiges Register ist angefügt. Die Arbeit macht summa summarum freilich sowohl von der Konzeption als auch von der Durchführung her einen sehr gründlichen Eindruck¹ und bereichert jede kunsthistorische Bibliothek.

Peter Dinzelbacher

- 1 Ausnahmen bestätigen die Regel: S. 22 wird der II. Kreuzzug 20 Jahre zu früh datiert.

Die Ebstorfer Weltkarte. Kommentierte Neuauflage in zwei Bänden. Hg. v. Hartmut Kugler. Unter Mitarbeit von Sonja Glauch und Antje Wiling. Digitale Bildbearbeitung: Thomas Zapf. Atlas; Untersuchungen und Kommentar, Akademie Verlag 2007, 175, 370 S. m. 55 s/w u. zahlreichen Farbabb.

Dieses größte aller erhaltenen kartographischen Werke aus dem lateinischen Mittelalter muß an dieser Stelle nicht vorgestellt werden. Es hatte bis zu seiner Vernichtung im Zweiten Weltkrieg eine wechselvolle Geschichte von unabsichtlicher und absichtlicher Beschädigung, Vernachlässigung, auch problematischen Konservierungsversuchen hinter sich gebracht.

Bisher war man im Wesentlichen auf zwei schwarz-weiße Ausgaben aus dem

späten 19. Jahrhundert angewiesen (eine davon auch in kolorierter Fassung). Aufgrund dieser Materialien wurde die hier im Atlas-Querformat publizierte digitale Rekonstruktion erarbeitet, wobei die Farben vom Schwarz-Weißen in einen möglichst authentischen Farbwert 'übersetzt' werden mußten. Einem Kartenausschnitt steht jeweils die lateinische Transskription und ihre Übersetzung gegenüber, eine klare Gliederung in 61 Segmente und deren Unterteilung läßt eindeutige Verweise zu. Das Ganze ist methodisch völlig einleuchtend und benutzerfreundlich gestaltet. Kuglers Einführungen und Kommentare sind gegenüber dem sonst in Altgermanistenkreisen oft Üblichen von vorzüglicher Klarheit und lassen v.a. alles Überflüssig weg, erklären die Editions- und Textprobleme, ohne sie aufzubauschen oder zu verkomplizieren. Der an sich nicht schwierige lateinische Text, meist den "auctoritates" entnommen, ist flüssig übersetzt (die erste Gesamtübertragung). S. 23, 42, 56 wäre "sinus" allerdings genauer nicht viktorianisch mit "Busen" zu übertragen, sondern es handelt sich tatsächlich um den "Schoß" der Jungfrau, in den das Einhorn seinen Kopf legt. S. 54 und 68 dürfte s.v. Basilisk statt des spätantiken hapax legomenon "metrulla" die Drossel ("merula") gemeint sein, die ja tatsächlich auf der Brust hell-dunkel gepunktet ist.

Im Kommentarband findet man zunächst die nötigen Informationen zur Überlieferung und Erforschung, zur technischen Herstellung der Karte, zu Quellen und Parallelen (Isidor von Sevilla, Honorius von Augustodunum v.a.) und schließlich zu den Entstehungsum-

ständen. Eine Reihe schwarz-weißer Abbildungen bringt erläuternde Vergleichsbeispiele etc., dazu kommen einige Detailaufnahmen aus der Karte, z.B. zur Paläographie. Letztlich vertritt Kugler die Ansicht, daß der in diesem Zusammenhang oft genannte Gervasius von Tilbury nichts mit der Weltkarte zu tun habe, sondern sie vielmehr erst um 1300 zu datieren sei. Die verschiedenen teilweise recht überspannten Forschungsmeinungen werden von ihm referiert und erfreulich kritisch beleuchtet, Thesen wie einer kartographischen Manifestation "welfischer Kaiserträume" der Boden entzogen. Auch in puncto Entstehungs- und Standort läßt der Herausgeber die Kirche im Dorf: Wahrscheinlich war das Werk für das damals wirtschaftlich florierende Heidekloster selbst bestimmt, wo es didaktischen Zwecken gedient haben wird, vielleicht auch spirituellen Pilgerfahrten der Stiftsdamen. Auf die vorgeschlagene Datierung verweist nach Kugler u.a. die paläographische Evidenz, auch die Nennung der erst um diese Zeit modisch werdenden Neun Guten Helden. Der Stellenkommentar identifiziert die geographischen Namen und erörtert die Herkunft der zahlreichen Tier- und Monstrenbeschreibungen, die die Karte überziehen. Eine auffaltbare Reproduktion des Werks ist beigegeben, die naturgemäß die im Original ca. 13 Quadratmeter bedeckende Malerei entsprechend verkleinert und handlich macht. Eine Reihe von Indices erschließt das Werk. Die Bände sind buchtechnisch schön (wenn auch empfindlich) gestaltet, eine Neuerscheinung, die den Reichtum der Ebstorfer Karte aufschließt und

von der die Forschung künftighin ausgehen wird.

Peter Dinzelbacher

C. M. Woolgar, *The Senses in Late Medieval England*, Yale University Press, New Haven and London 2006, xii, 372 pp., 86 ill.

Most appropriately, this book on the experience of the senses in late medieval England is lavishly illustrated with black and white and color photos of medieval manuscript illustrations, objects, sites, tapestry, and sculptures. Woolgar pursues the ambitious goal of exploring how medieval people approached senses and what those meant for them, limiting himself for pragmatic, though not fully acceptable, reasons to sources from southern and middle England in the late Middle Ages. Although senses seem highly fleeting, a careful analysis of the relevant documents and images pertaining to this field can indeed open intriguing perspectives toward the medieval history of mentality and particularly sense perception. After all, the way how we sense at large and how we evaluate senses strongly reflects upon the overall cultural orientation. Senses determine the relationship between human beings and characterize culture in concrete terms. As Woolgar emphasizes, many historical documents reflect upon the importance of sensory experience as a sign of well-being, and the loss of senses would normally have indicated death or out-of-body conditions. Surprisingly, late-medieval authors commonly talk about senses, their loss or their impact on people, which makes it possible for

Woolgar actually to write a whole history of senses serving as landmarks of late-medieval English culture and society. Numerous authors discussed the senses in medical, but then also in theological and aesthetic terms, and art works commonly indicate how specific senses were perceived and evaluated. Moreover, the individual senses were often represented as allegorical figures, indicating how much late-medieval society was aware about the significance of senses.

After two mostly introductory chapters that provide a kind of survey, Woolgar examines the role of touch in the context of religious experiences, whether with the right or the left hand, which indicated different degrees of holiness or sanctity. But the author quickly turns away from the actual senses to an interpretation of gestures and larger cultural issues, such as the problem for holy people who did not want to touch women. This does not actually address the aspect of senses; instead it leads us into the world of rituals and symbols, behavior and performance, whether beating, hand-shaking, kissing, touching a holy person, trial by ordeal (holding a hot iron), anointing, touching holy objects, amulets, and so forth. But to come to terms with all these issues appropriately, the author really would have had to widen his perspective and to include non-English material and documents from earlier periods as well.

Woolgar also deals with the naming of objects to convey their virtues and to relate with them, then with magical practices, and so forth, arguing that touch was of a very different quality and

had a very different function compared to touch in the modern world. This comparison might be valid, but the comparison is actually not carried out. He has only described a number of cases where touching is practiced as a cultural-symbolic gesture, and there would be countless parallel cases of touching in the modern world very similar to those in the Middle Ages. And ultimately, the sensation of touching is not really dealt with neither in the medieval nor in the modern context, leaving the reader rather frustrated, despite the rich canvas of data introduced here.

The fourth chapter explores sound and hearing, which basically means, in the present context, the perception of words, messages, and meaning. Woolgar also investigates how late-medieval thinkers identified the physical process of hearing, and argues that sound carried very differently in that time because of much lighter building material in ordinary houses. To some extent that might be true, but the opposite was also the case, not to speak of the inappropriate comparison with the situation today. But the author's assumptions allow him to investigate at length late-medieval building designs and their functions, objects that created sounds, such as bells and music instruments, the mechanical clock, horns to issue alarm, or for the hue and cry, etc. He also turns to such 'sordid' topics as breaking wind, here referring to a popular tale allegedly first created in the fifteenth century dealing with a Frenchman, Genulphus (76). The original account, however, can be found in early-medieval narratives, one of them developed by Hrotsvit of Ganders-

heim (*St. Gangolf*), entirely unknown to this author. He also mentions the sounds of Heaven, of spirits, and angels, though these only had a bearing on individual's perception. Then he turns to music and singing, but despite the complexity and expanse of this topic, he quickly concludes his discussion and embarks on the next topic, the sense of the mouth.

This one, however, he identifies with speech, which requires a lengthy exploration of all kinds of speeches in the late Middle Ages, whether loud reading at meals, oaths, lying, cursing, public speeches, talking in court, and so forth. Chapter six, then, probes the sense of taste, which found its most important manifestation in food, eating, cooking, which subsequently led to the moral evaluation of excessive eating or fasting. Another important sense is smell, which Woolgar examines in the seventh chapter. He includes concrete smells in the kitchen, the garden, and elsewhere, and smells as imagined in Paradise and Hell. Again, he turns to farting (see now Valerie Allen, *On Farting*, 2007; for a review see above) and other foul smells as indicators of physical and spiritual disease. There are also short comments on the phenomenon that "different cultures regard each other as smelling unpleasant" (130), but Woolgar does not support this claim well and does not even develop it in a significant manner. Instead, he dedicates his attention to odors and perfumes as they were noticeable and used in late-medieval households.

Finally, chapter eight deals with vision and its operations, pertaining to the act of seeing and to the objects to be seen. Again, Woolgar is more interested

in the objects that were perceived through the eyes, such as clothes, furniture, etc., and he also refers briefly to mirrors, miraculous perceptions, then to colors, their production, intensity, application, and function. An important role of colors was to distinguish social and religious groups from each other, providing criteria for differentiation in ranking. As an example of the too narrow focus on late-medieval English data, here he should have referred to the yellow star forced upon Jews, and similar pieces worn by prostitutes all over Europe. Finally he also analyzes the relevance of the gaze, blindness, and the role of the visual to preserve memory.

The last three chapters, that comprise a good third of the entire book, cover late-medieval households and try to apply the observations of the previous chapters on the senses to the practical environment. Woolgar focuses mostly on building designs, interior structures, family life, meals, the relationship of the family members to each other and the outside world, and so forth. Unfortunately, it almost seems as if he has somewhat lost sight of his actual topic, and instead has turned to the material culture of the late Middle Ages. Only occasionally does he return to individual senses, such as smell, hence the brief discussion of perfumes and the like. In a separate chapter the author argues that there were significant changes affecting the understanding and evaluation of the senses between 1150 and 1550, but it seems rather difficult to follow such a claim because of a lack of convincing evidence based on comparative analysis.

Nevertheless, this book contains a wealth of significant material concerning the various senses and their functions. Yet Woolgar does not make it easy for us to identify the actual differences in sense perception because he does not stay focused on his main topic and confuses the history of perception (senses) with the history of human interaction in the context of everyday life. Fortunately, he has included an extensive index, but this would actually need to be filled with many additional references, whether to breaking wind, cooking, curses, dumbness, ghosts, and so forth. Moreover, there are a good number of wrong or missing page numbers. The apparatus, extensive for sure, is difficult to handle because of the poor method to abbreviate all references to an extreme extent. But Woolgar has cited from a large corpus of medieval manuscripts, hence he provides much valuable primary material, even though this often does not fully apply to the topic discussed here. The illustrations are very welcome additions to this innovative study, but their relevance is not always quite clear.

Prof. Dr. Albrecht Classen · University Distinguished Professor · Dept. of German Studies · 301 LSB · University of Arizona · Tucson · AZ 85721 · aclassen@u.arizona.edu · www.gened.arizona.edu/aclassen

Anne-Kathrin Reich, *Kleidung als Spiegelbild sozialer Differenzierung. Städtische Kleiderordnungen vom 14. bis zum 17. Jahrhundert am Beispiel der Altstadt Hannover* (Quellen und

Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens 125), Hahnsche Buchhandlung, Hannover 2005, 204 S.

Zwischen 1312 und 1671 wurden etwa 30 Kleiderordnungen für die Altstadt Hannover erlassen, die das Material der vorliegenden Dissertation an der dortigen Universität bilden. Dabei wurden auch viele bislang ungedruckte Texte herangezogen. Wiewohl es sich um ein Werk der Lokalgeschichte handelt, kann darin ob der sorgsamsten Vorgangsweise Reichs zusammen mit der Vielfalt der von ihr herausgestellten Perspektiven ein wohl oft genug auf andere Städte zu übertragendes Modell gesehen werden. In unprätentiöser Sprache wird zuerst die soziale Funktion von Kleidung überhaupt dargestellt (genderspezifisch, gruppenspezifisch etc.), dann das Phänomen der Kleiderordnungen v.a. vom 12. Jahrhundert an bis zu ihrem Erlöschen im Zeitalter der Aufklärung skizziert. Eingehend werden die Hannoveraner Quellen, ihre Struktur, Publizität, Urheber und Adressaten diskutiert. Als Funktionen nennt die Verfasserin u.a. zunächst den "Selbstfindungsprozeß der städtischen Gemeinschaft" (109), dann ihre visuelle Gliederung und Ausdifferenzierung. "Ehrbarkeit" sollte mittels der Kleiderreglementierung quasi von außen erkenntlich gemacht werden. Überhaupt schreibt Reich der "Ehre" in diesem Zusammenhang große Bedeutung zu, da nach den Quellen sich z.B. Frauen einem bestimmten Kodex unterwerfen mußten, um die Ehre ihrer Gatten zu wahren, diese sich bei Gelegenheit zur Ehre der Stadt entsprechend anzogen usw. Deutlich wird, wie auch hier bestimmte Stoffe und Schmuckgegen-

stände den privilegierten Ständen, besonders dem Adel, vorbehalten sein konnten. Auch die Berufskleidung und die stigmatisierende Kleidung der "unehrlichen" Frauen ist nicht vergessen (obwohl in Hannover die Dienstmägde am stärksten marginalisiert waren).

Die vorgelegte Arbeit ist interessant und zufriedenstellend. Gut läßt sich etwa das Wechselspiel zwischen Herzog und Stadt nachvollziehen, das auch hier seine Spuren hinterließ. Freilich wäre eine Erweiterung durch andere Quellen sinnvoll und praktikabel gewesen; erstaunlich und bedauerlich ist doch, daß die Verfasserin, obwohl nicht nur Historikerin, sondern auch gelernte Schneiderin, auf jede Illustration verzichtet. Auch fehlen manche Kleidertypen wie die Berufstracht etwa der Henker, da in dem hier allein ausgewerteten Quellentypus nicht genannt. Inwieweit die Reformation eine Zäsur sowohl in der Art, Farbe und Qualität der Kleidung als auch im behördlichen Vorgehen war, wird nicht recht deutlich, wie die religiösen Aspekte des Themas generell wenig berücksichtigt werden. Wo der nähere Themenkreis überschritten wird, sind allerdings gelegentlich gewichtige Irrtümer stehengeblieben (so, daß bis ins 18. Jahrhundert "niemand" Unterwäsche getragen habe: 41; oder daß vorehelicher Geschlechtsverkehr erst seit der Reformation als "unzüchtiges" Verhalten gegolten habe: 135). Doch das trifft nicht den Kern der sonst adäquaten sozialhistorischen Analyse.

Peter Dinzelbacher

Nature et paysages. L'Emergence d'une nouvelle subjectivité à la Renaissance. Réunis par Dominique de Courcelles avec la collaboration de Jean-Pierre Bat (Etudes et rencontres de l'Ecole des Chartes, 24), Ecole des Chartes, Paris 2006, 296 pages

For some time now both medieval and early modern studies have been marked by an interest in cultural constructions of 'nature'. Landscapes, topographical features, weather patterns, plants and animals in art and literature are examined not merely as 'backdrop', ornament, or conventional imagery determined by a particular genre, but as more complex reflections of changing notions of human subjectivity and its situation with regard to the intersecting realms of the natural, the social, the divine. This volume brings together a series of papers presented at two conferences held at the École des Chartes, in 2004 and 2005, in which these issues are explored in a variety of French, Spanish, and Italian texts dating from the fifteenth, sixteenth, and seventeenth centuries. The visual arts also make an appearance, most notably in Lizzie Boubli's essay, which analyses ways in which the paintings of El Greco reflect reformulations of the self and the natural world in light of early modern scientific discoveries. Mercedes Blanco, though focusing on Góngora's *Solitudes*, addresses the knotty question of how, and in what ways, a literary work can be thought of as 'visual' and compared to contemporary innovations in the visual arts, in this

case Renaissance landscape painting. Arguing that both poetry and painting are informed by the cultural concept of an intellectualised Nature, she proceeds to identify ways that art, whether literary or visual, is a means of endowing the natural world with pathos, and of reconstructing it in an ethical framework.

In different ways, the fourteen essays address ways in which concepts of nature contribute to the emergence of a modern subjectivity. The very notion of 'landscape' – as opposed to 'nature' or 'wilderness' – implies a subjective experience of the natural world. Thus the construction of a landscape may parallel the constitution of a self; it may offer an allegory of political order or conflict, or of human domination over the rest of creation; it may take shape as the projection of an interior world; as a form of transcendence, it may become a means of experiencing the Other or of accessing the divine.

Philippe Desan, in an essay on Montaigne's landscape descriptions, points out that the word 'paysage' emerges in the sixteenth century and implies the extraction of select elements from the natural world and their assemblage within a framework, governed by human concepts of ethics and aesthetics. In Renaissance texts, 'paysage' is always a background for human activity, reflecting societal needs and invested with allegorical implications. Desan shows that Montaigne offers only fleeting and formulaic descriptions of 'wild' nature, but that he is far more likely to give detailed accounts of framed and ordered visions of the natural world subjected to human use: gardens and cultivated

fields, rivers serving as boundary markers and commercial arteries, landscapes as viewed through the aperture of a window.

In itself this is hardly new to the sixteenth century; medieval and ancient visual and literary depictions of the natural world certainly also reflected ethical and aesthetic values, human impact, and different kinds of political, moral and spiritual allegory. It is, however, fascinating to see how the treatment of 'nature' – whether broad landscapes or individual elements such as birds or flowers – functions in early modern culture in the service of changing concepts of self, society, and cosmos. Danièle Duport, for example, argues for a Protestant implication in Marot's parodic use of allegorical landscapes in the *Temple du Cupido*, while Rosanna Gorris Camos contrasts the scientific and cartographic study of mountains in the sixteenth century with Marguerite de Navarre's more subjective use of mountains as a locus of sublimity, of the unspeakable and the ineffable. Frank Lestringant, in an interesting discussion of anthropomorphic models of landscape and geologic features, contrasts the classical legend of Dinocrates and his proposal to sculpt an image of Alexander on Mount Athos, with an early modern view of correspondences between the human (microcosm) and the world (macrocosm) that are already fully present and need only be discovered by the discerning eye.

The final essay, by Chantal Caillavet, looks to the New World to discuss the impact of colonisation on the cultural constructions of a sacred landscape among natives of the Andes. In all, the

collection offers a diverse series of 'windows' onto a very interesting and important topic.

*Sylvia Huot, PhD · Pembroke College · Cambridge CB2 1RF · GB
sh225@cam.ac.uk*

Julia Zimmermann, Teufelsreigen – Engelstänze. Kontinuität und Wandel in mittelalterlichen Tanzdarstellungen (Mikrokosmos 76), Peter Lang Verlag, Frankfurt am Main 2007, 455 p. with 30 b/w ill.

Despite the vast realm of mostly monastic medieval historiography, the study of medieval dance has long been hampered by a paucity of historical sources that allow at least approximations of actual choreographies and authentic dance music. In her monograph, *Teufelsreigen – Engelstänze*, Julia Zimmermann points out that, since the only existing detailed accounts date after 1450, medieval dance scholarship has traditionally relied exclusively on literary and visual representations of dancers, musicians, musical instruments, and dance steps, as its source material – always under the fallacious assumption that these representations depict actual dance practice realistically and authentically, when they themselves were subject to the artistic and stylistic conventions of their times. This fallacy culminated in 19th century dance historian Franz Magnus Böhme's first major comprehensive account of European medieval dance, in which he differentiates *Tanz* as an indoor, upper-class, if not courtly, step-based practice, from *Reigen*, as a lower-class, often pastoral,

outdoor, jump-based practice – a distinction still alive and well in recent studies. Zimmermann challenges this typology and its ensuing scholarship: She argues that a comparative close reading of Middle High German literary texts will explode the boundaries of these definitions, terminologically, socially, and in terms of performance practice.

Zimmermann's theoretical and structural approach aims to substitute Böhme's narrow social and practice-based parameters with an intersection of literary analysis, anthropological observation, and historical context, and thus attempts to nudge German philology towards a more kaleidoscopic cultural studies. While she admits, that, on a terminological level, she cannot sidestep the distinction between collective dance and histrionic dance so common throughout Middle High German literature until 1350, she deepens these categories with the common anthropological matrix of the performer's social rank and the degree of ritualistic function, social participation in, and physical practice of, the dance. On a semiotic level, she points to the tension between ephemeral performance and representational language that the widespread references to, or bans and condemnations of, dance in courtly and religious texts evoke. By narrowing her focus on reconstructing and analyzing the vast and complex cultural discourse on dance practice as represented solely in religious and theological writings, she avoids the trap of echoing Boehme too closely and opens up a fascinating area of inquiry.

Structurally, Zimmermann's study begins with a chapter on Middle High

German dance terminology, in which she leverages a traditional historical-linguistic approach to tease out the boundaries between *tanzen*, *reien*, and *springen*. These definitions set the stage for the ensuing chapters on collective dance and histrionic dance, in which she traces the demonization of dance from early theological tracts to late medieval didactic writings, focusing especially on the juxtaposition between the diabolical *Teufelsreigen* and the spiritually acceptable *Tanz der Engel* and its resulting implications for participatory practices, social structures, and the understanding of corporeality. Having spent several pages on the lesser-known hagiography of Bruder Hermann's "Das Leben der Graefin Iolande von Vianden," which describes courtly dance from a religious angle, she bases the final portion of her study on descriptions of the dance practice of the *Spielleute*. In a move to connect theological exegesis with popular medieval poetry and the visual arts, she reads the habitual theological condemnations of these mostly middle-brow travelling musicians through the historical fact that the entertainers often played for religious potentates and pursues its ramifications for the theological and corporeal understanding of the performer's body. This leads her to the visual representations of *Spielleute* in connection with biblical dance scenes, such as the dance of Salome in the New Testament, or the dance of David upon entering Jerusalem. The study concludes with a summary and an appendix of images and their discussions.

Zimmermann's interdisciplinary approach serves her study well, since it allows her to unlock not only the sheer beauty of the texts and images she has chosen, but also to touch on topics salient to cultural studies and the comparatively newer discipline of performance studies. At the same time, this leaves her text more vulnerable to critique from just these disciplines. As a contribution to German philology, but especially medieval studies, which have so far focused more narrowly on archival exegeses, this study is a breath of fresh air in that it combines cultural analysis with traditional archival methods. As a contribution to cultural studies, and especially performance studies, this book leaves the reader wanting. While the discussion in the first few pages promises a new theoretical approach, it regrettably stops short of placing its contribution into a greater scholarly context – here, a discussion of Victor Turner's *Anthropology of Performance* or even Clifford Geertz' or Richard Schechner's trailblazing work would have helped solidify the scaffolding from which Zimmermann hangs her scrolls. Add to that a discussion of the performer's body, which permeates Zimmermann's study, as it should (after all, the book promises to look at dance practice), but remains rather lifeless where a look at Mikhail Bakhtin, Peggy Phelan, or Rebecca Schneider would have added the necessary depth, especially in the section on the *Spielleute* and on Salome. Hence, while Zimmermann's study does an outstanding job of driving her discipline onwards, it also tries cou-

rageously to be everything to every reader, which is where, because of its at times broad and unfocused strokes, it eventually fails.

Dr. Brad Eden and Sonja Streuber-Eden · 517 Brookside Drive · Lompoc, California 93436 · USA

Joël Blanchard, Philippe de Commynes, Fayard, Paris 2006, 583 S.

Wer sich mit Diplomatiegeschichte und mit spätmittelalterlicher Politik Frankreichs und seinen Nachbarn und Verbündeten beschäftigt, kommt nicht umhin, sich Philippe de Commynes zu widmen. In seinen Memoiren beschreibt Commynes, wie Diplomatie funktioniert und welche Tricks und Mittel anzuwenden sind, um politisch erfolgreich zu sein. Seine bisweilen auch als historisches Werk bezeichneten Memoiren und sein Briefwechsel zogen Generationen von Historikern an. Umso erstaunlicher ist es, dass das Leben Commynes im Vergleich dazu eher seltener untersucht worden ist. Zwei französischsprachige Leuchttürme des Fachs beschäftigten sich, neben den Deutschen Carl Bittmann und Werner Paravicini, in regelmäßigen Abständen mit der Biographie des Diplomaten: Jean Dufournet konzentrierte sich seit 1966 auf eher psychologische Erklärungsmuster von Commynes Flucht oder perfiden "Seitenwechsels" 1472 vom burgundischen an den französischen Hof Ludwigs XI. und der persönlichen Aufarbeitung in den Memoiren. Joël Blanchard hingegen zog eher sozio-ökonomische Erklärungen heran. Blanchard kennt die Quellen

um Commynes wie kein Anderer, hat er sich doch seit mehreren Jahrzehnten mit den Memoiren und den Briefwechseln als ausgewiesener Herausgeber, Kommentator und Forscher eingehend beschäftigt. Bereits zehn Jahre vor der hier zu besprechenden Biographie verfasste Blanchard "Commynes l'européen: L'invention du politique", in dem er das politische Denken und insbesondere die Beziehung zum französischen König und den Einfluss des italienischen Humanismus auf Commynes Denken durchaus in Abgrenzung zu Dufournet detailliert untersuchte. Ebenso detailliert kommt nun die umfangreiche Biographie zu Commynes daher. Strikt chronologisch vorgehend, folgt Blanchard auf den ersten 399 Seiten dem Lebensweg Commynes von der Kindheit in Flandern (geboren ca. 1445), über die burgundischen und französischen Höfe, seinem diplomatischen Dienst bis zum unerwarteten Tod auf seinem Schloss Argenton am 18. Oktober 1511. Dankenswerterweise beschenkt Blanchard die Leser danach noch mit einem zweiten Teil, in dem er eine Art Bilanz zieht, die Modernität der französischen Diplomatie und das politische Denken des Protagonisten hervorhebt, dessen religiöse Vorstellungswelt und vor allem die Wirkungsgeschichte und das Nachleben der Memoiren aufzeigt. Gerade die letzten Kapitel sind mit Gewinn zu lesen und führen über die bisherigen Publikationen hinaus. Bedauernswert ist allerdings, dass Quellenzitate nicht überprüfbar sind, da Blanchard auf jegliche Fußnote verzichtet. Ebenfalls vermisst man eine eingehende quellenkritische Auseinandersetzung mit der Biographie, den

Abbildungen (diejenige aus Vittore Carpaccios St. Ursula-Zyklus ist leider seitenverkehrt reproduziert) und den zahlreichen Gesandtschaftsbriefen. Wer sich mit Diplomatiegeschichte auseinandersetzt, weiß, dass Tricks und Lügen zum Repertoire eines jeden Gesandten gehörten und gehören. Wie vertrauenswürdig sind Briefe von Diplomaten eigentlich? Dennoch wird Blanchards ausführliches Werk als grundlegendes und ausgezeichnetes Buch Eingang in die Forschung finden. Es ist dieser Biographie eine rasche Übersetzung zu wünschen, damit sein Inhalt genauso weite Verbreitung erfährt wie die Memoiren von Commynes.

*Dr. Michael Jucker · Oberassistentz ·
Historisches Seminar · Postfach 7455 ·
CH-6000 Luzern 7 ·
michael.jucker@unilu.ch*

Caroline Walker Bynum, Wonderful Blood. Theology and Practice in Late Medieval Northern Germany and Beyond (The Middle Ages), University of Pennsylvania Press, Philadelphia 2007, xix, 402 S., 32 Abb., 1 Karte.

Während sich Bettina Bildhauer (*Medieval Blood*, 2006) primär mit volkssprachlichen Texten des Mittelalters auseinandersetzte, um den Mythos vom Blut in den Griff zu bekommen, widmet sich Caroline Walker Bynum dem theologischen Bereich, also primär Hostienwundern bzw. -schändungen, Kruzifixen u.dgl. mehr. Sie geht am Anfang von dem Blutwunder von Wilsnack in der Prignitz aus, was diesen kleinen Ort (heute: Bad Wilsnack) kurzfristig zu einem bedeutenden (kaum aber zum

wichtigsten nach Rom und Santiago!) Pilgerziel machte, obgleich die Authentizität heftig umstritten war. Theologisch gesehen spielte Blut tatsächlich eine überragende Rolle im Spätmittelalter, was u. auch die Hussiten, Waldenser und Kryptoflagellanten stark motivierte, ihren eigenen Weg zu gehen, denn die Laien drängten darauf, ebenfalls die heilige Hostie zu erhalten, mithin am Wunder Christi teilzuhaben. Hus jedoch selbst bezweifelte die Echtheit des Blutwunders, während andere stark diesem Glauben anhängen, was Bynum eindrucksvoll durch sorgfältige Quellenanalyse zu bestätigen vermag. Hierbei legt sie gut dar, wie stark umfochten die Verehrung von Hostien, Mirakeln u.a. im Spätmittelalter war, denn, wie z.B. Johannes von Paltz aus gelehrter Sicht argumentierte, Christus sei vollständig auferstanden und habe keinerlei Blut zurückgelassen, sei auch nicht partiell greifbar in Hostienblut etc.

Die Diskussion des Wunders von Wilsnack dient also Bynum vorzüglich dazu, um die globale Thematisierung dieses Phänomens in ganz Europa, vor allem jedoch nördlich der Alpen, zur Sprache zu bringen. So behandelt sie vergleichbare Blutkulte in Mecklenburg und Brandenburg, greift dann weiter aus nach Franken, Böhmen (Utraquisten), und widmet sich darauf den Untersuchungen seitens der Universitätsgelehrten wie Bonaventura, Thomas von Aquin und Gerhard von Köln. Frühe Berichte über Christi Blut wurden von dem Franziskaner Francis Baiuli in Barcelona 1350 kolportiert, was zu heftigen und fundamentalen Auseinandersetzungen mit den wesentlich kritischeren Domini-

kanern führte. Die Debatte griff letztlich auf die höchsten Stufen über, denn selbst in Rom äußerte man sich 1462-1464 darüber in der *Triduum Mortis*- Auseinandersetzung, die als direkte Reaktion auf die Berichte von Wilsnack anzusehen wäre. Für manche Dominikaner und Dominikanerinnen besaß Selbstgeißelung, also das Vergießen des eigenen Blutes, zentrale Bedeutung (siehe z.B. Heinrich Seuse – hier leider nicht in die Betrachtung einbezogen!), während die Franziskaner besonders an die Wunderkraft des Hostienblutes Christi glaubten.

Im nächsten größeren Abschnitt widmet sich die Autorin der breiteren Frage nach der Frömmigkeitsgeschichte bezogen auf den Glauben an die Kraft von Bluthostien, nimmt hierbei völlig richtig Abstand von der künstlichen Differenzierung zwischen populärer und gelehrter Religion, denn die Diskussion, ob Christi Blut noch hier auf Erden vorhanden sein könne oder nicht, betraf die gesamte Öffentlichkeit und wühlte die Geister zutiefst auf, wie die verschiedenen Traktate der Gelehrten und die Pilgerzüge der Massen vor Augen führen. Zahllose Kruzifixe und Illustrationen zeigten z.B. den blutüberströmten Christus, wobei dieses Blut weniger koaguliert erscheint, sondern stets wie Tränen, Regentropfen oder sogar wie Rinnsale auftritt. Bynum identifiziert die verschiedenen Konzepte von Blut folgendermaßen: Fruchtbarkeit, Garantie der Familienfolge, Ursprung der Zeugung, als Sitz der Seele, als Quelle allen Lebens bzw. als Ausdruck oder Repräsentation von Christus selbst.

Im folgenden Kapitel untersucht sie die Erscheinungsformen von Blut als

Tropfen, die Rolle von Blut im Wahrheitsfindungsprozeß (sie kennt leider nicht die berühmte Bahrprobe im *Nibelungenlied*), als Symbol und als Opfer. Hierbei entsteht jedoch das Problem, daß sich Bynum zunehmend in Allgemeinheiten verliert und alles und jedes auf Blut bezieht, was zwar nicht unbedingt falsch ist, aber den Brennpunkt aus den Augen zu verlieren droht (187), greift sie ja auf eine Fülle verschiedenster Aspekte zurück, die nicht unbedingt miteinander verbunden sind.

Im letzten Abschnitt behandelt Bynum die Funktion von Blut aus soteriologischer Sicht und erreicht damit eine relativ hohe Abstraktionsstufe, von der sie erst wieder zurückkehrt, wenn sie sich konkret auf die Aussagen Julians of Norwich bezieht. Aber sie widmet sich schnell wieder sehr globalen Überlegungen, die sie z.T. schon mehrfach angestellt hat: ob es sich um die verschiedenen Einstellungen der Bettelmönche zu Blut handelt oder um Blut als Medium des Opfers und der Verehrung, womit sie aber auch die Ergebnisse ihrer reichen Untersuchung einzubringen beginnt. Sogar die Verurteilung der Juden bezogen auf den vermeintlichen Ritualmord bzw. die Hostienschändung kommt zur Sprache und erweist sich unmittelbar mit dem gesamten Themenkomplex verbunden, denn das Auftreten von Blut im soteriologischen Kontext konnte als die physische Manifestation Gottes angesehen werden, was die Gemüter zutiefst erregte und wichtigste Folgen für die spätmittelalterliche Religionsgeschichte hatte.

Man kann Bynum nur Anerkennung dafür aussprechen, erneut ein hochge-

lehrtes Buch vorgelegt zu haben, in dem sie ausgehend von einer scheinbar sehr lokalen Hostienverehrung auf universale Aspekte zu sprechen kommt, die wesentlich zentraler als bisher geahnt die Mentalitätsgeschichte des Spätmittelalters bestimmten und sogar noch im Reformationszeitalter sehr gewichtig waren. Mittels des von Christus vergossenen Blutes suchte der Gläubige direkten Zugang zu Gott bzw. bediente sich des Blutes, um Nichtgläubige, Häretiker, Juden etc. zu identifizieren und zu verurteilen. Das umfangreiche Buch endet mit einem gewichtigen Apparat, einer Bibliographie und einem sehr willkommenen Index.

Prof. Dr. Albrecht Classen · University Distinguished Professor · Dept. of German Studies · 301 LSB · University of Arizona · Tucson · AZ 85721 · aclassen@u.arizona.edu · www.gened.arizona.edu/aclassen

Medieval Love Poetry. Edited by John Cherry, The J. Paul Getty Museum, Los Angeles 2005, 96 S. mit farbigen Abb.

Nicht mit einer Textedition zu verwechseln, handelt es sich bei dieser Publikation überhaupt nicht um ein wissenschaftliches Werk, sondern am ehesten um ein Geschenkbuch für Mittelalterinteressierte: Ein Objekt bzw. Bild mit Themenbezug wird jeweils einem entsprechenden Kurztext in Englisch (gelegentlich mit dem französischen Original) gegenübergestellt. So findet man einige der bekanntesten Sujets wie z.B. Episoden aus dem Tristan-Roman, die Chate-laine de Vergi oder dem Roman de la

Rose in Wort und Bild vergegenwärtigt. Das ist hübsch und ansprechend gemacht, die erwähnten Werke sind auch nachgewiesen, man fragt sich allerdings, warum einige der gezeigten Objekte im Gegensatz zu den anderen undatiert bleiben. Ein paar der Bildunterschriften sind freilich unscharf, ein Musiker und eine Tänzerin etwa müssen noch lange kein Liebespaar sein (S. 13). Aber jedenfalls macht das Büchlein mit qualitätvollen Abbildungen und verliebten Worten Freude.

Peter Dinzelbacher

Thomas Neukirchen, Die ganze aventure und ihre lere: Der ‚Jüngere Titirel‘ Albrechts als Kritik und Vervollkommnung des ‚Parzival‘ Wolframs von Eschenbach (Beihefte zum Euphorion Zeitschrift für Literaturgeschichte 52), Universitätsverlag Winter, Heidelberg 2006, 388 S.

Neukirchens Habilitationsschrift (Aachen 2004) wurde für die vorliegende Veröffentlichung leicht überarbeitet; der Forschungsstand dieser Untersuchung liegt etwa auf ähnlicher zeitlicher Höhe wie seine Bibliographie zum "Jüngeren Titirel" 1984-2002 (Wolfram Studien 18, 2004, 405-424). Neukirchen legt hier eine detaillierte, sich stets mit der bisherigen Forschung auseinandersetzen- de Textanalyse ausgiebiger Passagen (insbesondere Strophen 8-1957, 2947-61 und 4388-5993) vor, wobei er zu dem Schluss gelangt, dass Albrecht im "Jüngeren Titirel" weniger epigonenhaft als kritisch mit seinem Vorgänger Wolfram von Eschenbach umgehe. Dabei spielen

Überlieferungsfragen eine Rolle, vor allem hinsichtlich der so genannten ‚Titurel-Fragmente‘ (Kap. VI) und der Hinweisstrophen (Kap. VII), für die Neukirchen neue Anordnungen vorschlägt, die er meist mit neuen, eigenen Übersetzungen erörtert. Hinzu kommt ein ‚Verfasserfragment‘ (Kap. VIII), das Neukirchen als auch auf den "Parzival" gerichtet sieht. Albrechts Werk trage folglich wohl irrtümlich den Namen ‚Titurel,‘ stelle vielmehr die Vollendung des "Parzival" dar. Eine christliche Lehre der Gralsgeschichte habe Wolfram nicht im Sinn gehabt, aber Albrecht habe sie als notwendig aufgefasst, damit das Abenteuer eben im christlichen Sinn vollkommen begriffen werden könne. Hauptbestand des literarischen Werkes ist ja die Liebesgeschichte zwischen Sigune und Schinotulander. Sie wird umrahmt von der relativ kurzen Darstellung der Gralsfamilie (mit Abdankung Titurels und Sigunes Geburt) und der Wanderung des Grals nach Indien. Schließlich fragt Neukirchen, ob Wolfram überhaupt der Verfasser der ‚Titurel-Fragmente‘ gewesen sei. Albrecht als Urheber passe noch besser zum Konzept einer narrativen Strategie, wie sie sich laut Neukirchens Analyse auch im "Jüngeren Titurel" offenbart.

Anstatt etwa eines Titurel-Romans im Stil seiner literarischen Vorbilder habe Albrecht also eine lehrhaft-moralische Fortführung der Parzival-Geschichte verfasst. Somit wären Bedenken behoben, nach denen Albrechts narrative Strategien in der Forschung als misslungen bezeichnet wurden. Nicht der Protagonist samt seiner Abenteuer stehe im narrativen Mittelpunkt, sondern

die in der Tugendlehre formulierte ethische Haltung. So können Figuren im literarischen Leben scheitern (*aventure*), ohne dass die mit ihnen verbundenen Ideen (*lere*) aufgehoben werden. So gewinnt die Literatur folglich einen noch differenzierten Sitz im Leben. Die Art und Weise, wie Albrecht innerhalb der Artus-Dichtung Literatur und Lehre verbindet, sei ohne deutschsprachiges Vorbild entstanden und verleihe deshalb dem Text eine besondere Stellung in der deutschen Literaturgeschichte des Mittelalters. Dass dabei eine wohl beabsichtigte Kritik Albrechts gegen den Meister Wolfram deutlich wird, erhält auch dadurch seinen Sinn. Besonders einleuchtend ist Neukirchens Deutung der Tugendlehre, die auf dem bekannten Brackenseil literarisch vermittelt wird, dessen Zerstörung zu Aussagen über den so genannten "Jüngeren Titurel" und die Artus-Literatur überhaupt führen kann. Durch die gesamte Arbeit zitiert Neukirchen aus dem Text, wobei auch die zum Teil verwickelte Überlieferung beachtet wird.

Neukirchens Studie setzt einen beachtlichen Meilenstein, auf den sich künftige Untersuchungen beziehen müssen. Seine akribisch geführte Argumentation (mit circa 1.500 Anmerkungen) lädt zum Gespräch ein, in das sich namentlich zitierte und andere Literaturwissenschaftlicher einlassen sollten. Zahlreiche Querverweise erleichtern die Arbeit mit dieser Studie. Ein hilfreicher Anhang "Genealogie" stellt die komplizierten Geschichten von fünf Familien stammbaumartig dar: vom Gralsgeschlecht; von Sigune, Schinotulander, Ekunat, Gamuret und Kaylet; von Parzi-

val und Konwiramurs; von Ackerin und von Secureiz von Tabrunit.

*Prof. John M. Jeep, PhD · German,
Russian, and East Asian Languages ·
Miami University ·
Oxford, Ohio 45056-1859 USA ·
jeepjm@mirohio.edu*

**Oswald von Wolkenstein, Lieder.
Frühneuhochdeutsch / Neuhoch-
deutsch. Ausgewählte Texte hg., über-
setzt und kommentiert von Burghart
Wachinger. Melodien und Tonsätze
hg. und kommentiert von Horst
Brunner, Reclam, Stuttgart 2007, 423
S., 6 Abb. und 41 Melodien.**

Als Wachinger noch 1985 seine erste Auswahl von Liedern Oswalds von Wolkenstein im Original und in neuhochdeutscher Übersetzung herausgegeben hatte, umfaßte das Bändchen 128 Seiten, d.h. nur 28 Lieder. In der neu vorliegenden Ausgabe, die nun 423 Seiten enthält, sind 41 Lieder aufgenommen worden, begleitet von einer Übersetzung. Der Originaltext wird nicht mehr als Mittelhochdeutsch, sondern als Frühneuhochdeutsch identifiziert, was wohl angemessen sein dürfte und so auch von der breiten Forschung zu Oswald unterstützt wird. Der entscheidende Unterschied zwischen beiden Büchlein besteht aber darin, daß sich Wachinger 1985 weitgehend auf die Ausgabe von Josef Schatz gestützt hatte, während er nun, völlig richtig, auf die Handschriften zurückgreift, wobei jedoch nicht ganz ersichtlich wirkt, wieso er der älteren Hs. A den absoluten Vorzug einräumt. Schließlich repräsentiert doch B eine Fassung, die der Dichter selbst mit viel

größerer Sorgfalt und Planung bedacht hat, aber Wachinger bietet keine speziellen Erklärungen, worüber der Leser, der primär mit der historisch-kritischen Ausgabe durch K. K. Klein (Hs. B) vertraut ist, sich nur wundern kann. Der Herausgeber greift nur selten in den Text ein, und dann bietet der Kommentar stets die notwendige Information darüber. Banale Schreibfehler werden ohne besondere Auszeichnung stillschweigend korrigiert, während eine Reihe von orthographischen Varianzen mit übernommen wird.

Ein entscheidender Vorteil der vorliegenden Ausgabe mit Übersetzung besteht darin, daß Horst Brunner die jeweiligen Melodien abgebildet hat, wengleich er sich aus pragmatischen Gründen des G-Schlüssels bedient und den Notenwert und die rhythmischen Zeichen nach den heutigen Gepflogenheiten wiedergibt. b- und Kreuzvorzeichen, die nicht in den Hss. zu finden sind, wurden hier eingefügt. Bei Melodiewiederholung druckt Brunner diese noch einmal ab, unterlegt sie aber mit dem neuen Text.

Die Übersetzungen, wenn auch z.T. recht ähnlich zu denjenigen von 1985, wurden neu verfaßt und lehnen sich enger ans Original an. Jedes Lied wird ausführlich kommentiert, woran sich stets ein paar knappe bibliographische Hinweise anschließen. Diese hätten jedoch in den Text eingeschlossen werden sollen, wie überhaupt der Kommentar nur technische bzw. faktische Aspekte berücksichtigt und nicht in Interpretationsversuche einsteigt.

Im Anhang findet sich ein biographischer Abriß, der nun nach der Ausgabe

der Lebenszeugnisse durch Anton Schwob wesentlich genauer und präziser gestaltet werden konnte, so knapp auch der Raum ist, der Wachinger zur Verfügung stand. Weiterhin geht der Autor auch auf die wichtigsten Liedgattungen und ihren europäischen Kontext ein. Der sympathische Band schließt mit einer relativ kurzen, dennoch hilfreichen Bibliographie ab. Man darf jetzt ruhig behaupten, daß Oswald auch für eine breiteres Publikum wirklich zu einer europäischen Größe des 15. Jahrhunderts geworden ist.

Prof. Dr. Albrecht Classen · University Distinguished Professor · Dept. of German Studies · 301 LSB · University of Arizona · Tucson · AZ 85721 · aclassen@u.arizona.edu · www.gened.arizona.edu/aclassen

Das Zisterzienserkloster Eberbach an der Zeitenwende. Abt Martin Rifflinck (1498-1506) zum 500. Todesjahr, hg. von Wolfgang Riedel (Quellen und Abhandlungen zur mittelrheinischen Kirchengeschichte 120), Gesellschaft für Mittelrheinische Kirchengeschichte, Mainz 2007, 813 S. 11 Farbtafeln und zahlreiche Abb.

Das ehemalige Zisterzienserkloster Kloster Eberbach in Eltville am Rhein im Rheingau hat um 1500 bereits eine lange Geschichte hinter sich. Bernhard von Clairvaux gründete an dieser Stelle, nachdem kurz zuvor eine Ansiedlung von Mönchen gescheitert war, das erste rechtsrheinische Zisterzienserkloster. Ende des 12. Jahrhunderts erfolgte die Weihe der dreischiffigen Klosterkirche

durch den Mainzer Erzbischof. Kloster Eberbach entwickelte sich in der Folgezeit zu einem der größten Zisterzienserklöster Deutschlands, in dem im 13. Jahrhundert schätzungsweise 100 Mönche und 200 Laienbrüder lebten und von dem einige Neugründungen ausgingen. Eine der Haupteinnahmequellen bildete im späten Mittelalter der Weinbau, der Ende des 15. Jahrhunderts auch die bauliche Erweiterung des Weinkellers notwendig machte. Das heutige Aussehen der Klosteranlage, die seit einigen Jahren von einer Stiftung öffentlichen Rechts verwaltet wird, prägen die barocken Umgestaltungen des 18. Jahrhunderts.

Vor etwas mehr als 500 Jahren, genauer von 1498 bis 1506, hieß der Abt des Klosters Martin Rifflinck. Aus vermöglicher Familie stammend, die seit dem 13. Jahrhundert in Boppard nachweisbar ist, trat Rifflinck 1479 in das Kloster Eberbach ein. Als 1498 seine Wahl zum Abt erfolgte, übernahm Rifflinck einen Konvent von immerhin noch 71 Mönchen und 31 Konversen sowie ein großes Wirtschaftssystem in seiner letzten Blütezeit vor den Wirren des Bauernkriegs und dann des Dreißigjährigen Kriegs. Seine kurze Amtszeit als Klostervorsteher besitzt einen besonderen Charakter durch Rifflincks ebenso akribische wie leidenschaftliche Schreibfreudigkeit. Eine Auseinandersetzung mit seinen für die damalige Zeit außergewöhnlich zahlreichen und umfangreichen Schriften verspricht daher wichtige Einblicke in die Eberbacher Geistes-, Kultur- und Wirtschaftsgeschichte an der Zeitenwende zwischen Mittelalter und Neuzeit. Dieser Aufgabe

widmet sich der Sammelband aus der interdisziplinären Perspektive von Geschichts-, Literatur- und Kunstwissenschaft.

Martin Rifflincks Person und Werk werden facettenreich aufgeblättert, von seiner Herkunft aus Boppard über sein Studium im zisterziensischen Ordensstudium St. Jakob in Heidelberg bis zu seinen Bemühungen um die malerische und bauliche Ausgestaltung des Klosters Eberbach. Mit kulturhistorischen Kuriositäten beschäftigen sich Beiträge zum "Großen Fass" sowie zur "Eberbacher Paxtafel". Das "Große Fass" wurde seit 1485 im Kloster gefertigt und im kirchlichen Jubeljahr 1500 erstmals gefüllt. Die nicht erhaltene technische Pionierleistung besaß ein Füllvolumen von etwa 71.000 Liter bei einer Länge von 8,40 Meter und einer Höhe von 2,70 Meter. Es handelt sich um eines der ersten Weinfässer dieser Dimension in Mitteleuropa. Die Paxtafel dagegen stellt ein ungewöhnliches Werk der Goldschmiedekunst dar. Nachdem Rifflinck ein aus dem Osterkerzenwachs einer römischen Kirche hergestelltes, päpstlich geweihtes Agnus Dei zum Geschenk erhalten hatte, ließ er dafür ein Behältnis anfertigen, das in der Art einer Monstranz auf der Vorderseite durch ein Glasfenster das Agnus Dei-Medaillon sichtbar macht. Die Rückseite zeigt zwei Gravierbilder von Martin von Tours mit einem Bettler sowie von der heiligen Katharina von Alexandria mit dem sie verehrenden Stifterabt. Verwendet wurde die Paxtafel während der Messe als "Kusstafel", die im späten Mittelalter neben den gewöhnlichen Friedensgruß oder -kuss trat und eine Verbindung der traditionellen

Versöhnungsgeste mit dem Verehrungskuss für Bilder und geweihte Gegenstände darstellt.

Im Mittelpunkt des Sammelbandes steht das mit Martin Rifflinck verbundene Schrifttum. Sorgsam werden die allgemeine Funktion von Schriftlichkeit in der damaligen Klosterverwaltung erörtert und die unterschiedlichsten Bereiche vorgestellt, in denen Rifflincks Feder ihre Spuren hinterlassen hat. Dazu gehören kopierte Papsturkunden und Rückvermerke auf weiteren Urkunden, Amtsbücher und Rechnungen, Eintragungen und Kommentare in älteren Schriften. In seiner Gesamtheit erweist das eigenhändige Schrifttum Rifflincks ihn als eine Person, die einen persönlichen Hang zum Schreiben hatte und Schriftlichkeit zielorientiert zur Bewältigung von Problemen einsetzte. Das Ergebnis ist eine geordnete und äußerst gut dokumentierte Geschäftsführung des Klosters Eberbach in seiner Amtszeit.

Den Höhepunkt bildet sein Geschäftstagebuch "Variae Annotationes", in dem der schreibfreudige Abt nicht nur gelegentliche Notizen überliefert, sondern systematische Aufzeichnungen zu Vorgängen und Vorfällen inner- und außerhalb seines Klosters anfertigt. Die unscheinbare Papierhandschrift, die heute im Hessischen Hauptstaatsarchiv aufbewahrt wird, stellt in ihrer Kombination von inhaltlichem Reichtum und pedantisch anmutender Detailverliebtheit ein für die damalige Zeit einzigartiges Zeugnis zisterziensischen Geschäftsschriftguts dar. Rifflinck präsentiert dem Leser die unterschiedlichsten Tätigkeitsfelder eines Zisterzienserabtes um 1500. Es geht um innerklösterliche Verwal-

tungsvorgänge, Finanz- und Immobiliengeschäfte, die seelsorgerliche Betreuung von Frauenklöstern und Pfarreien, disziplinarische Maßnahmen gegenüber Laienbrüdern, die der Veruntreuung oder des Glückspiels überführt wurden, aber auch um die feierliche Ausgestaltung des Heiligen Jahres 1500 sowie die umfangreiche Korrespondenz mit dem Generalkapitel zu Cîteaux. Die vielen Aufnahmeversuche verdeutlichen zudem, dass das Zisterzienserkloster um 1500 für viele Menschen einen wünschenswerten Lebensort darstellte. Auf diesem Materialreichtum aufbauend, wird in einem eigenen Beitrag die Amtsführung Rifflicks im Spiegel des Geschäftstagebuches dargestellt.

Die Bedeutung der "Variae Annotationes" für die Erforschung spätmittelalterlich-frühneuzeitlicher Wirtschaftsführung und ihrer schriftlichen Dokumentation macht die Erschließung dieser Quelle für die Fachwelt zu einem wichtigen Anliegen. Michael Oberweis bietet auf knapp 200 Seiten nach kurzen editorischen Vorbemerkungen die erste Ausgabe des Geschäftstagebuchs, ergänzt durch eine Übersetzung und erschlossen durch ein Register der Orts- und Personennamen. Der hohe Wert der Quelle findet seine Entsprechung in einem ebenso hohen Niveau der Texterstellung, die sich teilweise um eine optisch-graphische Wiedergabe des Manuskripts und durchweg um eine sehr verständliche Übersetzung bemüht. Der gewichtige Sammelband, der als weitere Quellenbeilagen u. a. eine Dokumentation der klösterlichen Weinverkäufe enthält, rückt eine Person in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, die keine großen Taten

vollbrachte, durch ihren kleinkrämerischen Charakter aber ein wichtiger Protagonist des sich an der Wende zur Neuzeit wandelnden Umgangs mit Schriftlichkeit ist.

*Dr. Thomas Ertl · Lützenstr. 9 ·
D-10711 Berlin ·
thomas.ertl@fu-berlin.de*

Sieben weise Meister. Eine bairische und eine elsässische Fassung der "Historia septem sapientum". Hg. Detlef Roth (Texte des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit, 44), Berlin 2008, XXXVII, 226 S.

Die deutschen Fassungen der lateinischen Erzählung "Historia septem sapientum" (vor 1342) trugen erheblich dazu bei, die Popularität dieses Stoffes weit bis in das Spätmittelalter, ja bis zum 19. Jahrhundert auszudehnen. Parallel dazu entstanden zahlreiche andere Übersetzungen in europäische Sprachen, was es rechtfertigen dürfte, hier von einem absoluten "Bestseller" zu sprechen, der schon längst einmal in einer populären Ausgabe der breiteren Lesöffentlichkeit hätte zur Verfügung gestellt werden sollte. Die vorliegende Edition setzt sich aber nur das Ziel, was freilich für sich genommen selbst schon sehr zu loben ist, zwei weitere Versionen deutscher Übersetzungen aus dem 15. Jahrhundert zur Verfügung zu stellen. R.-H. Steinmetz hatte bereits 2001 eine solche auf der Grundlage der Gießener Handschrift 104 in den ATB herausgegeben, während sich Roth, der 2004 eine kritische Edition der lateinischen Fassung vorgelegt hatte, hier die Aufgabe gestellt

hat, zwei weitere im Paralleldruck herauszugeben, und zwar die Fassung Gerdes I.1d) der Brünner Handschrift und die Fassung Gerdes I.1e) der Colmarer Handschrift, beides Sammelhandschriften. Die *Historia* in der Brünner Handschrift wurde ca. 1434/1435, diejenige in der Colmarer Handschrift um 1468/1469 aufgezeichnet. Roth bietet in seiner Einleitung recht ausführliche Erklärungen der Stellung beider Versionen in der Überlieferungsgeschichte, besonders mit Blick auf die lateinische, untersucht den jeweiligen Überlieferungskontext, den er beidemal als geistlich-erbaulich zu bezeichnen vermag, und diskutiert die sprachlichen Besonderheiten der zwei Handschriften, die wohl mehr oder weniger als mittelbairisch bzw. mittelsässisch einzustufen sind, wie jeweils sowohl die Vokale als auch die Konsonanten deutlich spiegeln.

Die Edition gibt beide Handschriften auf den jeweils gegenüberliegenden Seiten wieder und folgt weitgehend dem originalen Wortlaut, ohne entscheidend korrigierend einzugreifen. Roth löst jedoch eindeutige Abkürzungen auf und markiert alle Eingriffe in den Text durch Kursivdruck, so wenn es sich um offensichtliche Fehler oder Auslassungen handelt, die er durch Rückgriff auf die lateinische Vorlage ergänzt.

Ein sehr begrüßenswertes Glossar am Ende der Ausgabe schließt diesen sympathischen Band ab. Zu fragen wäre jedoch, wieso es sich überhaupt lohnte, neben die Edition der Gießener Handschrift auch noch eine solche der zwei anderen zu publizieren. Der Blick in beide Ausgaben bestätigt allerdings so-

fort den recht großen sprachlichen und stilistischen Unterschied, wenngleich der Inhalt weitgehend identisch ist. Roth bietet zwar in der Einleitung einen knappen Forschungsüberblick, unterläßt es jedoch, speziell zu rechtfertigen, wieso die Version in der Brünner bzw. diejenige in der Colmarer Handschrift ebenfalls neu in den Druck gebracht werden sollte. Zweifel am Wert dieser Ausgabe besteht keineswegs, aber es fehlt einfach die konkrete Diskussion der letztlich recht beträchtlichen Abweichungen.

Prof. Dr. Albrecht Classen · University Distinguished Professor · Dept. of German Studies · 301 LSB · University of Arizona · Tucson · AZ 85721 · aclassen@u.arizona.edu · www.gened.arizona.edu/aclassen

Frederike Timm, Der Palästina-Pilgerbericht des Bernhard von Breidenbach von 1486 und die Holzschnitte Erhard Reuwichs, Dr. Ernst Hauswedell & Co., Stuttgart 2006, IX, 622 S., 159, teils farbige Abb.

In ihrer wahrhaftig massiven, für den Druck überarbeiteten Hamburger Dissertation (WS 2003/2004) stellt Frederike Timm den außerordentlich innovativ gestalteten Palästina-Pilgerbericht (*Peregrinatio in terram sanctam*) des Mainzer Domdekans Bernhard von Breidenbach, erschienen 1486, ins Zentrum ihrer Untersuchungen. Zwar gibt es eine Reihe von einschlägigen Studien, die bis ins 19. Jahrhundert zurückreichen, aber sie rechtfertigt ihr Anliegen völlig zu Recht mit dem Hinweis auf die

Notwendigkeit, auch kunsthistorische Fragestellungen an den Text heranzutragen und dessen publikationstechnischen, ideologischen und politischen Intentionen nachzugehen, über die man sich bisher trotz vieler Bemerkungen und Kommentare im Grunde noch gar nicht völlig klar geworden wäre. Timms Behauptung, daß das Thema 'Reisen im Spätmittelalter' nicht genügend ausgeleuchtet worden wäre, mag nur hinsichtlich der Kunstgeschichte zutreffen, während gerade die Mentalitäts- und Geistesgeschichte in dieser Richtung erheblich weitergekommen ist, ohne daß dies hier genügend berücksichtigt würde. Der Schwerpunkt ruht freilich bei Timm darauf, den Entstehungsprozeß der *Peregrinatio* als illustriertes Buch nachzuzeichnen, die Quellen und Vorlagen zu identifizieren und die Absichten Breidenbachs mit diesem Großprojekt der Inkunabelzeit herauszufinden.

Nach einem umfassenden, etwas zu langatmigen Forschungsbericht beschreibt Timm zunächst die Reise nach Israel und Ägypten, dann untersucht sie die strukturelle Gliederung des Breidenbachschen Textes, die mittelalterlichen Quellen und anschließend insbesondere die Illustrationen des Erhard Reuwich, die dieser kaum auf der Grundlage eigener Skizzen gestaltet hatte, wie bisher angenommen, sondern an erster Stelle mittels eines reichen Fundus von Stadtveduten, die er in Venedig gefunden hatte. Dort hatte man zuerst damit wieder angefangen, nach einem langen Hiatus seit der Spätantike die Kunst der spezifischen Stadtansichten neu aufleben zu lassen, was Breidenbach hervorragend dazu diente, den Publikationserfolg

seines Berichts zu gewährleisten, womit es ihm außerordentlich gut gelang, sein bibliophiles Mäzenatentum für seine politischen Propagandazwecke einzusetzen. Die geschickte Relationierung von Text zu Bild trug das Ihre dazu bei, den Erfolg mit der *Peregrinatio* um einiges zu stärken.

Aus kunsthistorischer Sicht wird man jedoch am ehesten Timms wichtige archivalische Recherchen über die Herkunft und Ausbildung von Erhard Reuwich begrüßen, den sie zwar als den zentralen Künstler der Holzschnitte anerkennt, dem sie jedoch weitgehend die frühere Anerkennung abspricht, die Motive bzw. Vorlagen für die Holzschnitte selbst geschaffen und dabei ein neues Konzept von Stadtansichten geschaffen zu haben. Primär gilt vielmehr, daß Reuwich breit auf einen großen Schatz von bereits vorliegenden venezianischen Modellen zurückgriff und diese weitgehend übernahm, womit er aber dennoch federführend zur Rezeption dieser neuen Weltsicht auch nördlich der Alpen beitrug.

Erheblich über den bisherigen Kenntnisstand zu Breidenbach führt uns darauf die Autorin bei ihren Analysen zu dessen Karriere am Mainzer Domkapitel, zu seinen religiösen und weltpolitischen Ansichten über die Krise im Deutschen Reich, zur Konfliktsituation mit den Türken bzw. Arabern und zu seinem Frauenbild. Insbesondere die antiislamischen Passagen, die ein überaus großes Gewicht besaßen, wenngleich sie geschickt im Gewand des Pilgerberichtes verborgen waren, verdienen unsere Aufmerksamkeit, zielten ja gerade die Schilderungen von Greuelthaten der reli-

giösen Gegner an ihren christlichen Opfern explizit dazu, eine neue Abwehrhaltung und somit eine innere Stärkung des Reiches herbeizuführen. Breidenbach bediente sich, wie Timm ausführt, ganz gemäß mittelalterlicher Kompilationstechnik zahlreicher moralisch-didaktischer Texte des hohen bis späten Mittelalters, um seine Leser auf die Fülle an Mißständen allenthalben zu gemahnen und sie zur Reform aufzurufen, denn nur dann sei es möglich, entschieden und kraftvoll gegen den islamischen Gegner vorzugehen.

Wenngleich die Produktion dieser *Peregrinatio* drucktechnisch und finanziell ein großes Risiko darstellte, gelang es dem Autor, das umfangreiche und höchst beeindruckend illustrierte Werk rechtzeitig am 11. Februar 1486 in Mainz bei Peter Schöffler in lateinischer Sprache herauszubringen, bevor am 16. Februar Kaiser Maximilian I. in Frankfurt zum König gewählt wurde. Fehler und Auslassungen zeugen von der Eile, aber die Krönung, zu der die meisten Großen des Reiches gekommen waren, stellte die ideale Möglichkeit dar, dieses sehr teure Buch erfolgreich zu verkaufen, womit Breidenbachs ideologischen Absichten gut zum Zuge kamen. Schon am 21. Juni des gleichen Jahres erschien die deutsche Fassung, und bis 1522 kamen zehn weitere Ausgaben in fünf verschiedenen Sprachen heraus.

Als Kunsthistorikerin widmet sich natürlich Timm insbesondere den Illustrationen, die sie aber fast zu ausführlich in allen Details bespricht, obwohl sie im Anhang 159 Abbildungen anfügt. Sie hätte sich also hierbei doch etwas kürzer fassen können und dann noch et-

was tiefer in die Geschichte der visuellen Stadtdarstellung innerhalb des italienischen Raumes eingehen können. Man sollte hier jedoch nicht zu viel rechten, denn Timms Arbeit beweist sich als außerordentlich gründlich erforscht, klar gegliedert und gut geschrieben. Im Anschluß folgen die Bibliographie, das Abbildungsverzeichnis, die Abbildungen und die Register für Orte, Sachen und Namen.

Prof. Dr. Albrecht Classen · University Distinguished Professor · Dept. of German Studies · 301 LSB · University of Arizona · Tucson · AZ 85721 · aclassen@u.arizona.edu · www.gened.arizona.edu/aclasses

Thierry Delcourt, Fabrice Masanès, Danielle Quérueil (Hrsg.), Sébastien Mamerot, Eine Chronik der Kreuzzüge. Les Passages d'Outremer, Taschen Verlag, Köln 2009, 2 Bde., 816 S.

Mit diesem gleichermaßen gewichtigen wie beeindruckenden zweibändigen Werk ist dem Taschen Verlag erneut ein wichtiges Buch gelungen:

Der erste Band umfasst ein vollständiges Faksimile der Handschrift 5594 der Bibliothèque nationale de France, der "Passages d'Outremer" des Sébastien Mamerot.

Es handelt sich um eine in ihrem Text 1472-1474 entstandene Chronik über "Die Fahrten nach Outremer, unternommen von den Franzosen gegen die Türken seit Karl dem Grossen bis 1462". Die vorliegende Handschrift entstammt dem Ende des 15. Jahrhunderts und begeistert vor allem durch ihre von

Jean Colombe angefertigten Buchmalereien, welche in populären Büchern zum Thema "Kreuzzüge" regelmäßig zur Illustration herangezogen werden, und hier nun in ihrer Gesamtheit und ihrem Kontext vorgelegt werden. Das Faksimile überzeugt durch seine sorgfältige Ausführung, welche auch die Farben der Illuminationen hervorragend zur Geltung bringt.

Der zweite Band enthält einen einleitenden Beitrag von Thierry Delcourt, in dem dieser knapp aber umfassend über den Hintergrund der Chronik und der Buchmalereien, ihre Entstehung, ihren Inhalt und ihren Hintergrund berichtet. Es folgt eine deutsche Übersetzung der Edition des Textes der Chronik, welche das Herzstück des zweiten Bandes ausmacht. Auch wenn es sicherlich bedauerlich ist, dass hier lediglich die deutsche Übersetzung gegeben wird, ohne dass eine Gegenüberstellung mit dem Originaltext erfolgt, so mag man sich doch damit trösten, dass der Text der Chronik im Faksimile gut lesbar ist, und aufgrund der Seitenangaben einfach nachvollzogen werden kann. Ein kriti-

scher Apparat fehlt mithin leider auch, lediglich acht Seiten Anmerkungen am Ende der Übersetzung bieten weiterführende und erläuternde Informationen. Abgerundet wird der Band durch eine hilfreiche Zusammenfassung des Inhalts der einzelnen Kapitel der Chronik sowie eine Bibliographie.

Auch wenn es sich erkennbar nicht um eine vorrangig wissenschaftlichen Grundsätzen geschuldete Edition handelt, sondern ein weiteres Publikum angesprochen werden soll, so ist das Werk dennoch nicht gering zu schätzen, bietet es doch einen schnellen und zuverlässigen Zugriff zu einem Werk, welches nicht nur aufgrund seiner Illustrationen von besonderem Interesse ist.

Insgesamt besehen ist es nicht nur wegen seiner angenehmen und ansprechenden Aufmachung ein Buch, welches die Bibliothek eines jeden Lesers bereichert, der sich mit spätmittelalterlichen (Kreuzzugs-)Chroniken und Buchmalereien befasst.

*Dipl. Rpfl. Olaf Wäger B.A. ·
Birkenweg 58 · D-69221 Dossenheim ·
olaf.waeger@gmx.de*